Magazin des Soldaten HEFT 4 • APRIL 1963 • PREIS DM 1,-

ARMEE Rundschau



Major Erhard Hamann: Gefechtsbereit. Farbholzschnitt.

Manfred Seifert

Facharbeiter im VEB Ausbau Berlin

Warum werden Sie Soldat auf Zeit?

Sie werden in diesen Tagen einberufen. Haben Sie nicht ein bißchen Herzklopfen?

Eigentlich nicht. Natürlich, in den ersten Wochen werde ich mich umgewöhnen müssen, aber dann wird's schon gehen. Ich weiß von Soldaten, daß alles ganz anders ist als in der faschistischen Armee; da gibt es nicht solchen Kadavergehorsam wie früher. Unterordnen muß man sich, das ist klar. Aber das ist im Beruf auch so, das macht mir nichts aus. Angst habe ich keine, sonst hätte ich mich ja nicht als Soldat auf Zeit verpflichtet.

Warum entschlossen Sie sich, 36 Monate zu dienen?

Die Genossen auf dem Wehrkreiskommando haben mir erklärt, daß unsere Armee viele Spezialisten braucht. Klar, daß man zwar in 18 Monaten eine Spezialausbildung erhalten kann, aber wo ist da der Nutzen? Man scheidet aus, ohne wirklich etwas geleistet zu haben. Wenn ich Soldat werde, dann will ich mich auch richtig einsetzen, unserer Armee und der Republik nützen.

Sie sind ein guter Facharbeiter, werden Sie nicht in Ihrem Betrieb fehlen?

Natürlich, auf der Arbeit werde ich auch gebraucht. Unsere Brigade kämpft um den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit", da werde ich bei der Planerfüllung fehlen. Ebenso in der FDJ – ich bin zweiter Sekretär und auch der erste geht zur Armee, zu den Grenztruppen. Andere werden uns ersetzen. Es kommen ja auch junge Arbeiter aus der Armee zurück, die an unsere Stelle treten.

Haben Ihre Arbeitskollegen Ihren Entschluß beeinflußt?

Wir sind 'ne dufte Truppe. Die würden mich schon gerne behalten, man kennt sich, alles ist eingespielt. Aber das ist so: Der Stamm unserer Brigade sind 10 Mann, davon 6 Parteimitglieder. Ich bin auch seit einem Jahr Mitglied der SED. Wir haben uns unterhalten und die Genossen haben mir gesagt: „Manfred, du mußt verstehen, was du jetzt zu machen hast." Und als ich dann sagte, ich bliebe länger weg, waren sie alle dafür. Die Genossen haben mir viel geholfen. Als ich im Herbst in die Brigade kam, handelte ich wegen persönlichen Ärgers nicht immer wie ein Parteimitglied. Sie haben mich wieder dahin gebracht, wohin ich gehöre.

Und was sagen Ihre Eltern dazu, daß Sie Soldat auf Zeit werden?

Vater meint: „Das mußt Du wissen, da rede ich nicht dazwischen." Bei Mutter ist das anders. Ich bin ihr Einziger, sie möchte mich am liebsten immer zu Hause haben, und dann hat sie auch Angst um mich. Aber ich habe ihr gesagt, daß kein Grund zur Angst ist, dafür sind wir ja da, deshalb haben wir den Schutzwall gebaut, deshalb nehmen wir die Waffe.

Haben Sie eine Freundin?

Ja, ich gehe seit fünf Jahren mit der Annelie, sie ist Verkäuferin. Wir waren fast täglich zusammen.

Das wird nun anders werden, was meint sie dazu?

Na, begeistert war sie nicht. Ihre erste Reaktion: Du liebst mich nicht mehr; das andere geht dir vor; an mich denkst du wohl gar nicht? Inzwischen hat sie begriffen, daß die Trennung an der Liebe gar nichts ändert, wenn es auch schwer ist. Wir haben uns oft unterhalten, und sie versteht nun, warum ich so handeln muß, wenn sie es auch noch nicht ganz billigt. So schnell geht das eben nicht. Aber das ist schließlich für jeden zu begreifen: Mein Großvater und mein Vater mußten in den Krieg. Sie sind zwar wiedergekommen, aber viele andere nicht. Damals haben die Arbeiter gegen den Krieg gekämpft, aber sie hatten keine Waffen. Jetzt sitzen drüben die Nazis in einflußreichen Stellungen. Die wollen Krieg, wir nicht. Doch heute haben wir Waffen und können uns verteidigen. Da gibt's nicht viel zu reden, daß ich als Arbeiter unsere Republik schütze, so gut wie möglich.



So gut wie möglich. Welche Ziele haben Sie sich für Ihre Dienstzeit gestellt?

Ich möchte gern die technische Laufbahn bei den Luftstreitkräften einschlagen und Unteroffizier werden. Vor allem aber möchte ich mir ein gutes und gründliches Wissen aneignen. Im Betrieb machte ich die Prüfung als Brigadier und wollte die Meisterschule besuchen. Ich will als Soldat gleichfalls möglichst viel lernen und meine Freizeit richtig dafür nutzen. Ich glaube, daß man in der Armee sein Bestes geben muß. Ganz einfach also: Wie wir in der Brigade nach guten Leistungen streben, will ich das auch als Soldat tun.

Sammelmappe

Wäre es nicht möglich, eine Sammelmappe für die AR herauszubringen? M. Trautmann

In diesem Jahr können wir nur empfehlen, die Hefte zu einem Buchbinder zu bringen. Vielleicht ist im nächsten Jahr die Anfertigung einer Einbanddecke durch die Redaktion ökonomisch zu vertreten.

Vom Wort zur Tat

Die vormilitärische Ausbildung der GST an unserer Oberschule sieht die Zusammenarbeit mit Freunden der Volksarmee vor. Viel Freude herrschte bei den Schülern darüber, daß die moderne Technik nicht nur in trockener Theorie an sie herangeführt wurde, denn die Kameraden von der Armee hatten einen Teil ihrer Technik gleich mitgebracht: Ein „Robur" und ein „P 3" harrten auf dem Schulhof der Besichtigung. Die Unteroffiziere Reinhardt und Morawiek waren bereit, den interessierten Schülern Auskunft über das moderne sowjetische UKW-Funkgerät zu geben, das sie betriebsfertig aufgebaut hatten.

Klaus Lange, Salzwedel

Ob mit, ob ohne . . .

Die Armee-Rundschau will doch ein Magazin sein, sollte es da nicht möglich sein, über alle moralischen Beweggründe hinweg, auch hier monatlich ein Aktbild zu veröffentlichen.



Rainer Statz, Berlin-Hohenschönhausen

Ob mit oder ohne, sie ist wirklich eins!

Nicht alle Kanonen schießen

Ich habe mir heute mit viel Freude alte Armee-Rundschau durchgesehen. In der 3/62 muß doch ein Fehler unterlaufen sein. Es heißt „. . . besitzt die Volksarmee auch noch andere Kanonen, z. B. selbstfahrende Geschütze und Karl-Heinz Spickenagel". Hans-Joachim Müller

Die letztgenannte Kanone ist zwar gegenwärtig nicht ganz in Schuß, aber was nicht ist, kann wieder werden. Was die Kanonen der erstgenannten Art betrifft, so haben sie mit Sicherheit nicht das Schießen verlernt.

. . . rinnen soll (nicht) der Schweiß

Warum können Soldaten und Unteroffiziere nicht auch solche neuen Uniformhemden tragen wie die Offiziere? Brigitte Heiderich



Die Uniformhemdblusen wären für die Soldaten und Unteroffiziere lediglich für den Ausgang geeignet, da sonst im Dienst kein einheitlicher Anzug mehr gewährleistet wäre und diese Bluse bei Soldaten und Unteroffizieren auch nicht den Erfordernissen des Dienstes in vollem Umfange Rechnung tragen würde. Die Ausgabe von Uniformhemdblusen bzw. Hemden wäre also zusätzlich, ohne daß ein bisheriges Bekleidungsstück in Wegfall kommen könnte. Die dazu notwendigen erheblichen zusätzlichen Geldmittel und Gewebemengen können zur Zeit aus ökonomischen Gründen nicht bereitgestellt werden. Es wäre immerhin möglich zu gestatten, daß sich die Soldaten und Unteroffiziere für den Ausgang ebenso wie einen Uniformzweireiher auch eine Uniformhemdbluse auf eigene Kosten erwerben. Zur Zeit wird jedoch ein Weg beschritten, der den Soldaten und Unteroffizieren diese Kosten erübrigt. Neue Sommeruniformblusen, die im Schnitt den erwähnten Blusen gleichen, sind erprobt worden – mit Erfolg. Sie bestehen aus einem Dederongemisch und können auch zu bestimmten Diensten getragen werden.

Körperkulturistik

Wie Ihnen wahrscheinlich bekannt sein wird, hat der DTSB schon im vorigen Jahr mit der Verbreitung der Körperkulturistikbewegung in unserer Republik begonnen. Ich selbst bin ein begeisterter Körperkulturist und habe einen Artikel mit Bildern und Zeichnungen ausgearbeitet.

Stabsmatrose Fr. Ihl

Körperkulturistik – zur Zeit auch in der SU und Polen verbreitet – ist ein Modesport. Es soll dabei ein bewegliches, leichtes und schönes Spiel der Muskeln trainiert werden. Vom DTSB wird die K. nicht gefördert.

Nur ein paar Kröten?

(AR-Umfrage „Was machen Sie am Zahltag?" Nr. 2/63)

Ich bin mehr als erstaunt, wie eine Reihe von Genossen über den Wert oder Nichtwert des Geldes urteilen. Ob sie sich bei Äußerungen wie „Was sind schon DM 80,–", oder „Die haue ich an einem Abend auf den Kopf" oder „Wie man allerdings mit den paar Kröten menschlich leben soll, soll mir erst mal einer vormachen", darüber Gedan-

ken gemacht haben, was 80,– DM für Millionen Menschen bedeuten? Ich könnte mir lebhaft vorstellen, wenn Rentner diesen Artikel lesen, daß diese sich dann mit Recht die Frage vorlegen, wo hier die von uns geforderte Einheit von Wort und Tat zu suchen ist, und wieviel Familienväter gibt es, die gar nicht daran denken können, sich ein monatliches Taschengeld von DM 80,– zu bewilligen.
Ich glaube, das wäre eine Frage, die man wohl auch bei der Weitererziehung unserer jungen Menschen zu Sozialisten in der Armee betrachten sollte. Im übrigen habe ich mich gewundert, daß die Redaktion zu diesen Äußerungen keine Stellung genommen hat.

Hans Müller

Daß unsere Meinung im wesentlichen die gleiche ist, war aus der Auswahl der Meinungen und der Gedankenführung der Umfrage zu ersehen.

Starpalette



Eva-Maria Hagen lernten die Genossen der Dienststelle Weißenfels einmal anders kennen. Mit Moritaten und Liedern von Brecht, Kästner sowie unbekannten Dichtern begeisterte Eva-Maria ihr Publikum. Alle Genossen danken und wünschen, sie noch öfters in dieser Rolle zu sehen.

Soldat Volkhard Berger

Ich bitte die Redaktion, die Adressen der Mädchen, die auf der letzten Seite veröffentlicht sind, anzugeben.

Heinz Krause

Vignetten: Arndt

Die „dienstliche" Anschrift dieser „Mädchen" ist in der Regel aus dem Text auf der vorletzten Seite ersichtlich.

Nicht auf E. M. Hagen

Ach, es läßt
sich nicht bestreiten,
daß die Kleine,
die hier singt,
manche unsrer
schwachen Seiten
ungewollt (?)
zum Klingen bringt.

Doch ich hab
bei allen Reizen –
mir noch keine
angelacht –
ohne mit Gefühl
zu geizen –
die zu viele
Worte macht.

Günter Gregor

tsack . . . postsack . . . postsack

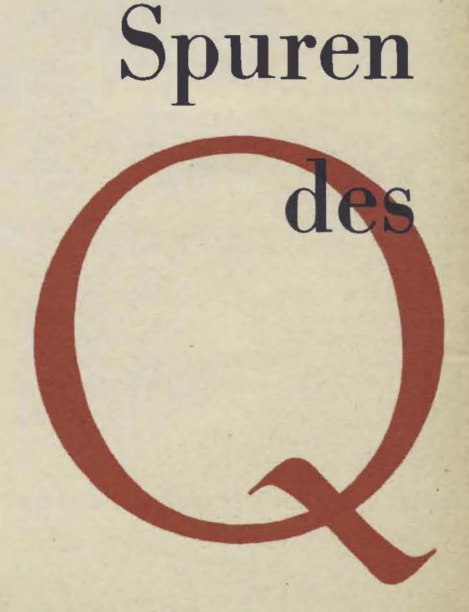
KURT SOLTAN fragt: „Ich bin kürzlich gemustert worden, wie ist das eigentlich mit den Rechten und Pflichten beim Soldaten?"

Oberst RICHTER antwortet:

Die Frage scheint einfach: Man setze statt „Recht": Worauf habe ich Anspruch – und statt „Pflicht": Wozu kann ich gezwungen werden – und zähle auf! Aber so einfach ist das nicht. Wir (die NVA) sind dazu da, unsere sozialistischen Errungenschaften zu schützen. Daraus ergeben sich die Pflichten und Rechte der Armeeangehörigen einschließlich der Reservisten, die im Fahneneid ihren konzentrierten Ausdruck finden. Unsere Innendienstvorschrift (DV-10/3) und die Disziplinarvorschrift (DV-10/6) vom 1. 1. 1963 befinden sich in Übereinstimmung mit dem Staatserlaß über die Rechtspflege in der DDR und sind Bestandteil des öffentlichen Rechts geworden. Sie regeln die Beziehungen der Armeeangehörigen untereinander und zu unserem Staat.
Die wichtigste Frage für Sie nach Ihrer Einberufung ist deshalb: schnell diese Regeln begreifen zu lernen und sich gut in sie einzufügen.
Da wären wir auch schon bei der militärischen Disziplin. Sie ist die Verallgemeinerung aller konkreten militärischen Pflichten. Ihr unterliegen Sie ständig und überall als Soldat – auch in Abwesenheit des Vorgesetzten. Sich diszipliniert verhalten und alle Forderungen des Dienstes exakt erfüllen, kostet viel Willenskraft. Man möchte sich's leichter machen. Ich will Ihnen sagen, wie Sie es können: Üben Sie diese Disziplin bewußt und aus freiem Willen. Das macht den schweren Dienst leichter. Am leichtesten wird's, wenn Sie sich gegenseitig mit dieser Regel „anstecken" – im Kollektiv geübte freiwillige Disziplin ist tatsächlich kein Zwang. Die neuen sozialistischen Bedingungen in unserer Armee ermöglichen und erfordern das.
Ein Wort noch zu den Rechten. Sie haben alle staatsbürgerlichen Rechte und genießen den Schutz der Verfassung unserer Republik. Ein Recht aber zeichnet Sie besonders aus: Das Wehrrecht, das Recht Waffen zu tragen, daran meisterhaft ausgebildet zu werden, damit Sie Ihre Wehrpflicht in Ehren erfüllen können. Bei aller Härte des militärischen Dienstes steht die Achtung der Persönlichkeit und die Wahrung der Menschenwürde im Mittelpunkt. Daran knüpfen sich alle die Rechte, bis zu dem der Beschwerde, die sich aus der Summe treuer Pflichterfüllung sowohl dem Arbeiter-und-Bauern-Staat wie auch dem Vorgesetzten gegenüber ergeben.

Die zwei sind Musik für alle Motorradfreunde: Die neuen MZ-Schlager und Weltspitzenerzeugnisse ES 125 und ES 150.

Auf den Spuren des



„War mein Ausstellungsbericht aus Nr. 3 der AR ein journalistischer Höhenflug?" fragte neugierig Spatz Schlaukopf von der Ersatzreserve V, der z. Z. eine Reservistenausbildung bei der AR mitmacht. „Note eins bis zwei", antwortete der Chefredakteur. Dem Schlaukopf hüpfte vor Freude das Herz im Leibe und er vom Stuhl auf den Tisch und dann auf den Schrank, als habe er den Vogel abgeschossen. „Kommen Sie nur wieder herunter", sagte da der Chefredakteur. „Heute sind nicht mehr die Noten 1 bis 5, heute ist eine andere Bewertungsskala modern, da wollen wir uns gar nichts vormachen. Heute gibt es das „Q", klar? Doch das interessiert auch unsere Leser. Also machen Sie ein Interview mit einem, der mehr davon versteht. Kehrt! Flug!" Und unser Mitarbeiter Spatz Schlaukopf flog davon:



Ich erwischte eine Linien-IL-14, und im Windschatten meines großen Bruders kam ich zwei Stunden eher als erwartet nach Dresden. Da saß ich dann auf der Kuppel der Frauenkirche. 7 Uhr früh. Was tun? Ich wollte zum Reservisten Gebhardt vom Deutschen Amt für Material- und Warenprüfung. Sicherlich stand er noch mit Schaumkranz um Mund und Nase vor dem Spiegel. In diesen Minuten ist der Mensch, habe ich beobachtet, am fröhlichsten oder – am empfindlichsten. Aber ein Soldat muß an Störungen zu jeder Zeit gewöhnt sein, sagte ich mir.

Wer mir öffnete, war nicht Er, sondern Sie. „Mein Mann ist bereits in seinem Wagen nach Leipzig zur Messe“, zwitscherte sie. „Was hat er denn für einen?“ fragte ich, zwar nicht geistreich aber geistesgegenwärtig. Sie wissen: Wenn man mit einer Dame ins Gespräch kommen will, kommt es nicht so sehr darauf an, was man sagt, sondern daß man überhaupt was sagt. „Einen Barkas 100“, flötete sie brustgeschwellt. Bei mir klappte vor Überraschung die untere Schnabelhälfte herunter. Also einen Zehnsitzer gar! „Im Grunde ist der B 100 ja nicht unser Eigentum“, zwitscherte wieder die junge Frau. „Mein Mann hat zur Qualitätsüberprüfung einen Wagen in persönlicher Nutzung. Den fährt er ungefähr 30 000 Kilometer. Danach erhält er einen neuen.“ – „Wenn der Gatte heute so früh auf Achse mußte, sind Sie wohl nicht gut auf die Messe zu sprechen?“ versuchte ich den Gesprächsfaden weiter zu spinnen. Und wieder sie: „Ich bin daran gewöhnt. Mein Mann hat 100 Betriebe zu betreuen, und so kommt er im Durchschnitt vier Tage in der Woche nicht nach Hause. Aber jetzt muß ich leider unser Gespräch abbrechen. Ich bin Lehrerin und in 20 Minuten . . .“ – Da saß ich dann wieder auf der Frauenkirche: Wohin jetzt? Zur Messe? Ich erinnerte mich der Worte des Chefredakteurs: „Daß sie mir nach Dresden nicht über Leipzig fliegen, klar? Sonst kommt doch nur wieder ein Ausstellungsbericht wie das letzte Mal in die AR.“ Also entschloß ich mich, bis mein Reservist Gebhardt wieder in Dresden war, zu einigen Kurzinterviews. Ich wollte einigen Leuten die Frage vorlegen: „Was können sie mir besonders Interessantes über Gütezeichen in ihrem Bereich sagen?“ Das nächstliegendste Ziel war das Reifenwerk in Heidenau.

„Unsere Reifenindustrie produziert auch Reifen für die IL 14. Die fünf Reifen einer IL 14 halten bei 135 Kilometer Stundengeschwindigkeit 350 Zentner und 350 Landungen und mehr aus. Das

Ihre Robustheit bewiesen die Simson-Mopeds auf einer Testfahrt quer durch Europa und Afrika.

ist Weltspitze, und die Pneumat-Reifen haben dafür das Gütezeichen ‚L'." – „???" „Ja ‚L'. Das ist ein spezielles Gütezeichen der Luftfahrt." Ich ließ die Flügel hängen. Wo käme ich mit meinen 190 Zeilen hin, wenn jeder Industriezweig seine eigenen Güte... „Außer den üblichen Gütezeichen gibt es sonst nur noch das Klimaschutzzeichen und das Zeichen „PTS" für Erzeugnisse zur Schiffsführung und -sicherheit."

Frischen Muts segelte ich mit meiner Frage zu dem Barkas-Werk nach Karl-Marx-Stadt hinüber. „Für die meisten Erzeugnisse haben wir das Gütezeichen ‚1'", erklärte mir jemand von der Werkleitung, „Es gibt natürlich auch Schönheitsfehler."

„Das mit dem neuen Motor P 600 für den Trabanten ist mehr als ein Schönheitsfehler", mischte sich der Leiter der Gütekontrolle ein.

Und da erfuhr ich zwei interessante Neuigkeiten: 1. daß die Gütekontrolleure in den Betrieben zwar dem Werkleiter unterstehen, aber gleichzeitig auch dem DAMW verantwortlich sind; 2., daß der neue 600 cm³ Motor noch kein Gütezeichen besitzt. Das DAMW gibt Kataloge mit genauen Qualitätsmerkmalen für jedes Erzeugnis heraus. So wird z. B. auch eine bestimmte Phonzahl als Höchstgrenze für einige Teile des Kraftfahrzeugs festgelegt, und die Kolben- und Kurbelwellengeräusche des neuen Motors eben machen den Trabant-Bauern von „Sachsenring" noch Sorgen.

In Zwickau – nur ein paar Flugminuten entfernt – hörte ich mir diese Sorgen persönlich an. Der Trabant hatte und hat, erfuhr ich, das Gütezeichen „1". Das Werk wollte bis Mitte des Jahres das „Q" erringen, aber formal müßte dem Trabant sogar die „1" aberkannt werden, wegen des Motors. Denn ein Erzeugnis, so sagt die Vorschrift, erhält nur ein bestimmtes Gütezeichen, wenn alle wichtigen Teile das gleiche Gütezeichen besitzen. Und da der 600 cm³-Motor noch keines besitzt... hat man ein einziges Mal eine Ausnahme gemacht, und sollten sich die Kollegen vom VEB Barkas mächtig ins Zeug legen, dachte ich mir. Und ich dachte weiter: Jetzt fliegst du doch nach Leipzig! Wenn du vorsichtig bist, braucht dich dort keiner zu sehen. Gepiept, getan. Als ich auf dem Messegelände im Büro des DAMW den Reservisten Gebhardt nicht fand, legte ich erst einmal eine Flugpause ein. Ich schlüpfte durch einen breiten, waagerechten Schlitz in einen einsamen, dunklen Raum. Im naiven Glauben, unbeobachtet zu sein, zog ich mir die Stiefel aus. Von fern hörte ich Gelächter. Was lachen die Menschen nur wieder so albern, dachte ich. Doch auf einmal war mir, als packte mich ein Adler im Genick. Obwohl es im Raum fast stockdunkel war, sah ich auf einem Fernsehschirm – was denken Sie? – einen Spatzen, der sich gerade die Fußlappen abwickelte und Stahlhelm trug. Ich war es in eigener Gestalt, ich, Spatz Schlaukopf, Ersatzreserve V. Ich war versehentlich in einen Raum geflogen, in dem ein Ultrarot-Endikon arbeitete, das heißt eine Fernsehkamera, die auch normale Bilder in einem Raum aufnehmen und wiedergeben kann, der von einer Lichtfrequenz „erleuchtet" wird, die das menschliche und auch mein Spatzenauge nicht mehr wahrzunehmen vermag. Erschreckt und wütend flog ich davon. Als meine Wut verflogen war, wußte ich: die Kraftfahrzeugindustrie in unserem Staat ist zwar nicht schlecht, aber andere Zweige sind wichtiger und weiter entwickelt, und wir werden sie auch in Zukunft rascher entwickeln als die Kraftfahrzeugindustrie. – Gegen 18 Uhr, als ich meinen Reservisten aufgespürt hatte, setzten wir uns in „seinen" Wagen und fuhren zurück nach Dresden. Ich war ganz Ohr. „Das Dreieck mit der 2 bedeutet eine ausreichende Qualität. Ein Dreieck mit der 1 heißt gute Qualität, die dem Durchschnitt der auf dem Weltmarkt angebotenen Erzeugnisse entspricht. Das „Q" aber bezeichnet Erzeugnisse mit hervorragender Qualität, die das Weltniveau bestimmen und damit über dem Durchschnitt der auf dem Weltmarkt angebotenen Waren liegen." – Als wir Wurzen passierten, dachte ich an die wunderbaren Wurzener Kekse, die ich einmal in einem Park gefunden hatte, und ich meinte, sie hätten gewiß das „Q" verdient. „Nahrungsmittel werden von uns überhaupt nicht geprüft. Aber auch bei einem anderen Erzeugnis können wir vom DAMW ein Gütezeichen ablehnen. Die Produktion darf dann ohne besondere Genehmigung vom Volkswirtschaftsrat nicht weitergeführt werden." – Als wir die Abfahrt nach Riesa passierten, wo es ja auch ein Reifenwerk gibt, wollte ich wissen, ob es mit den Gütezeichen bei uns „rollt". „Die Verleihung oder auch Aberkennung eines Gütezeichens ist bereits für die Käufer und auch für die Arbeiter sichtbarer Ausdruck der Qualität des Erzeugnisses. Als letztes Mittel können vom DAMW auch finanzielle Strafen bei Nichteinhaltung der Qualität gefordert werden." – Als wir in Meißen die Abfahrt nach Großenhain sahen, wo deutsche und sowjetische Soldaten Schulter an Schulter stehen, kam mir der Gedanke, ob es auch bei den Gütezeichen eine Zusammenarbeit mit den sozialistischen Ländern gibt. „Wir sind, soweit mir bekannt ist, der einzige Staat der Welt, der ein solches System der Gütezeichen hat." – Als wir dann Dresden erreichten, wollte ich noch einiges Persönliches wissen. „Mein spezielles Arbeitsgebiet sind Traktoren, die übrigens alle die ‚1' haben, sowie alle Anhängefahrzeuge. Vor allem führen wir in den 100 Betrieben eine Erzeugnisprüfung durch, gemeinsam mit Fachleuten vom Außenhandel, von der Schweißtechnik, aus dem Reparatursektor, und auch mit Fachleuten für Farbgebung. Doch auch für Technologie interessieren wir uns." Was ich noch über seine persönliche Entwicklung erfuhr, war die Geschichte einer großen Liebe – der Liebe zum Kraftfahrzeug. Auf seinem Lebensweg lagen Kfz.-Kurse; ein Studium, das abgebrochen wurde, weil es nicht das Kfz.-Fach eröffnete; die Dienstzeit in der Bereitschaftspolizei; das Ingenieurstudium für Kraftfahrzeugwesen; zwei Reservelehrgänge. Und dann kam er zum DAMW. Und dann ... nahmen wir Abschied voneinander. Sie werden fragen, weshalb ich nicht in Leipzig mein Interview gemacht hatte. Die Antwort gibt in der nächsten AR

Spatz Schlaukopf mit seiner Reportage
„Wo aus Eisen ein Edelmetall wird".



Alarm IM LÄNDERECK

Von Rudolf Kalčik
und R. Franz



Empfindlich kühl ist der Abend. Trotzdem liegt ein Mann schon seit Stunden völlig bewegungslos an der Grenze, und nur seine Augen verraten Leben. Angespannt beobachten sie die vor ihnen liegende Grenze und die Bewegungen der tschechoslowakischen Grenzposten. Wie eine spitze Zunge ragt an dieser Stelle das Territorium der DDR in tschechoslowakisches Gebiet, das seinerseits nach Westen zu auf einige Kilometer Länge als schmaler Zipfel zwischen Westdeutschland und der DDR liegt. Solange es noch hell war, verharrte der Mann hingestreckt am Rande eines Wäldchens. Auf der tschechischen Seite konnte er von keinem Wachtturm aus gesehen werden. Jetzt wird es finster. Er schiebt sich lautlos nach links, verschmilzt mit dem hohen Gras, und wenn er den Kopf etwas hebt, erfaßt er am Horizont vor sich zusammen mit den Geräuschen der Schritte auch die Silhouetten der Grenzstreife. Die tschechoslowakische Grenze . . . er wird sie überschreiten und den Landzipfel von As in westlicher Richtung durchqueren.

Er weiß, daß er von dem Hügel aus, den er den ganzen Tag über beobachtet hat, die Lichter von As und auch von Selb, das schon in Westdeutschland liegt, schauen würde. Ein ungestörter Fußgänger könnte die Angelegenheit in etwa zwei Stunden bewältigen. Er muß sich zwar langsamer bewegen, dennoch hofft er, die Strecke bis zum Morgengrauen zu schaffen. In der Tasche seiner braunen Lederjacke trägt er zu diesem Zweck vier Karten des Zipfels von As. Die fünfte hat er im Kopf.

Alles ist ihm bisher gelungen, die Fahrt mit dem Zug nach Plauen und weiter mit dem Fahrrad nach Bad Brambach. Dort hatte er in der Mitropa gegessen, und als er die Gaststätte verlassen hatte, war sein Fahrrad längere Zeit unbeachtet geblieben. Erst am nächsten Morgen hatte es jemand einer Streife der Volkspolizei übergeben. In Bad Brambach also war ein Rad mehr, dafür fehlte dort eine Leiter, eine Hühnerleiter. Noch war ihr Verlust nicht gemeldet worden, wenngleich sie jetzt in der Nähe des wie erstarrten Mannes lag; aber auch das würde man am nächsten Tag merken.



Etwa hundert Meter rechts in seinem Rücken steht ein bewohntes Haus, in dem das Leben in gleichem Maße verstummt wie die Zeit verrinnt. Die Kinder sind bereits zu Bett gegangen, und jetzt werden auch die restlichen Lichter ausgemacht. Zu gern möchte der Unbekannte aufbrechen, nur um alles sobald wie möglich hinter sich zu haben. Doch bezwingt er sich und wartet, bis die Streife den Abschnitt passiert hat. Sie bewegt sich fast lautlos, doch er hat sie gehört und eine Sekunde lang gesehen: jene Menschen aus einer Welt, die er tödlich haßt.

Als sie in der Dunkelheit verschwunden sind, verharrt er nur noch kurz, nimmt dann die Leiter auf und schiebt sich zu dem Drahthindernis vor.

Der Mann ist ein Feind; er befindet sich auf feindlichem Gebiet; er weiß, was das zu bedeuten hat, und er benimmt sich entsprechend. Doch auf den Versuch, die Spuren im Kontrollstreifen zu verwischen, verzichtet er — zu sicher ist er sich seines Erfolges. Noch näher schiebt er die Leiter an das Hindernis heran und klettert hinauf. Als er aber ganz oben ist und die nächste Bewegung macht, die er am Tage mehr als tausendmal überlegt hat; rutscht er ab, kippt auf die andere Seite hinüber und stürzt zu Boden. Erschrocken liegt er still und atmet kaum. Wäre er doch zu Hause geblieben. Aber da sind ja die verdammt schmutzigen Flecken auf der Weste. Knast gibt es so oder so. Allmählich fällt die Angst wieder von ihm ab. Er horcht in die Dunkelheit. Nein, er hört niemanden, auch schmerzt ihn nichts. Er hat Glück gehabt, erstaunliches Glück! Der Mann nimmt die Leiter und macht vorsichtig die ersten paar Schritte auf tschechoslowakischem Gebiet. Nach etwa zehn Metern stößt er auf ein Gebüsch und versteckt dort die Leiter. Einige Minuten später schaut er vom Gipfel des Hügels die Lichter von As. Darauf kehrt er sein Gesicht zum Himmel und lacht: Die Sterne sind im Gewölk verschwunden. Sachte hebt ein kalter Regen an, der den Spurengerüch auslöscht und die Verwendung von Hunden fast unmöglich macht, sollte der Grenzübertritt entdeckt werden.

Eilig und leise schreitet der Mann nun aus. Einen halben Kilometer rechts von ihm liegt ein Dorf; er sieht die Umrisse der Häuser, auch dort schläft alles. Jetzt schleicht er am Rande einer Schneise entlang, folgt dem Laufe eines Baches und geht dann an einer elektrischen Freileitung entlang. Er weiß, daß die eingeschlagene Richtung stimmt, daß er schon mehrere Kilometer zurückgelegt und daß er einen großen Vorsprung hat, wenn seine Spuren gefunden werden.

Nur eines weiß er nicht: daß das bereits geschehen ist. Gerade in diesem Augenblick. Er hat einen Vorsprung von rund eineinhalb Stunden. Die Streife verharrt an der Stelle des Grenzübertritts und verständigt die Einheit. Wenige Sekunden später entfaltet sich mit blitzartiger Geschwindigkeit die Operation an der Grenze und nimmt ihren Verlauf.

An solchen Grenzoperationen sind Dutzende und des öfteren auch Hunderte Menschen sowie Hunde, Wagen und die verschiedenartigste Technik beteiligt. Spähtrupps schwärmen fächerartig in die vermutliche Fluchtrichtung aus; sie nähern sich einander und entfernen sich wieder voneinander; sie machen Halt und vollziehen Wendungen. Das kostet Schweiß und Kraft. Das Alarmsignal bringt auch den Unterfähnrich Pribyl und die Helfer von der Grenzwache auf die Beine. Sie befinden sich hier im Brennpunkt und haben ständig zu tun — aber wo ist heutzutage kein Brennpunkt?

Sie setzen einen Hund an. Der ist nicht sonderlich gut und muß heute unter erschwerten Bedingungen arbeiten. Er verliert die regennasse Spur vollends, vergeblich ist alles weitere Suchen. Die Grenzsoldaten bewegen sich jedoch weiter in der mutmaßlichen Richtung.

Ein leeres Gebäude steht dort, ein etwas auffälliges Versteck, aber man muß es durchsuchen. Von dort aus hat man am Tage einen schönen Rundblick. Jetzt ist dieses Haus verlassen, jedoch der Rundblick ist geblieben. Auch der Mann, der den Zipfel von As entlanggeschritten war, bleibt dort stehen und hält Ausschau. Und in diesem Augenblick erkennt er, daß man ihn bereits sucht. Vor einer Minute noch hätte er sich das vielleicht denken können. Jetzt aber weiß er es — der Betrieb auf der Straße, das Hin und

Her der Autos, die Lichter sagen es ihm. Hundegebell dringt an sein Ohr.
Da verliert er die Ruhe. Doch will er um jeden Preis sein Ziel erreichen. Hastig stößt er in die Finsternis vor, rennt, stolpert und überlegt, wie er sich retten, wie er durchkommen könnte. Er schlägt Haken und ersinnt fieberhaft Tricks, mit denen er Menschen und Tiere verwirren könnte. Dabei kommt er immer weiter von dem Wege ab, den er sich ausgetüftelt hatte, bis er die Orientierung völlig verloren hat. Doch das wissen wiederum die Grenzsoldaten noch nicht, die bis jetzt noch ergebnislos suchen.
An dieser Stelle muß man jetzt jedoch etwas zu einem gewissen „Clark" und dem Hundeführer Durny sagen. Sie sind immer dort, wo jede Hoffnung schwindet. In diesem Augenblick befinden sich beide an der Stelle, wo die Grenze zur DDR durchbrochen worden ist — durchbrochen vor nunmehr achteinhalb Stunden! Es ist für den Hund eine äußerst schwierige Aufgabe, jedoch Clark ist der beste Hund der vorgesetzten Einheit, und Durny ist ein ausgezeichneter Hundeführer.
Der Hund wittert kurz und nimmt dann die Fährte auf. Nur langsam geht er ihr zunächst nach, läuft hin und wieder ein Stück zurück und kann ihr offensichtlich nur mit Mühe folgen. Doch dann wird er allmählich schneller und schneller. Durny und den Jungen hinter ihm wird es trotz der kühlen Nacht warm. Am Schluß der Gruppe stolpert der abgehetzte Funker.
Die Spur führt bis zu einer Asphaltstraße und verschwindet dort. Der Grenzverletzer hat Clark einen üblen Streich gespielt. Nur sind Durny und Clark eben nicht zum erstenmal in einem solchen Einsatz, und nach wenigen Minuten ist die Lösung gefunden: Der Verbrecher hat die Straße gar nicht überquert, sondern ist in den Wald zurückgelaufen, von dem aus er auf die Straße getreten war. Seine Spur ist noch ganz frisch.
Der Mann hat immerhin schon seinen dreizehnten Kilometer in den Beinen. Er ist bis auf die Haut durchnäßt und wird von Kälte geschüttelt. Eine Ruine zieht ihn an. Ich verberge mich dort, denkt er, mache ein Feuer an und wärme mich auf. Ein Feuer in der Nacht? Ach was! Ich muß ein Feuer anmachen, muß meine Kleidung trocknen! Ich muß ausschlafen. Den ganzen Tag schlafen. Dann kommt der Abend, und ich gehe weiter. Hat mich bis jetzt keiner gefunden, werde ich auch weiter Glück haben.
Er schleicht in die Ruine. Da! Ein Keller! Er rutscht hinab, sucht mit fliegenden Händen Holzstückchen und Papier zusammen. Endlich ein Feuer machen, ein wärmendes Feuer! Morgen komme ich bestimmt durch, denkt er noch. Im gleichen Augenblick taucht ein Hundekopf in der Kelleröffnung auf — neben ihm Unterleutnant Durny, die Pistole schußbereit in der Hand.
Erschrocken fährt der Grenzverletzer herum, blickt entgeistert auf den Hund, danach auf die tschechoslowakischen Grenzsoldaten und schließlich auf seine immer noch klammen, zitternden Finger. Dann hebt er zögernd die Arme.

Waffenbrüder Magazin

Auf Beschluß des Obersten Sowjets der UdSSR wurde der Soldat Gennadi Mironow mit einer Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Als zwei Waggons eines Militärtransportes in Brand gerieten, legte er sich, da die Bremse versagte und auch MPi-Schüsse vom Lok-Personal nicht gehört wurden, zwischen den Waggons auf die Kupplung und löste, unter Einsatz seines Lebens, mit den Händen die Bremsschläuche. Der Zug kam zum Stehen, bevor eine folgenschwere Katastrophe eintreten konnte.

●



Mit „Vítáme vás!" — „Seid herzlich willkommen!" — begrüßten die Genossen einer tschechoslowakischen Panzereinheit Angehörige der Nationalen Volksarmee, die auf einen „Sprung" zu Besuch kamen. Kapitän Urban (2. v. l.) bewies offensichtlich auch viel Verständnis dafür, daß ein Mot.-Schütze nicht gleich auf Anhieb den Weg durch die Luke des „Dicken" findet und half mit guten Ratschlägen.

●

Eine ins Russische übersetzte Ausgabe der Schrift „300 Fragen — 300 Antworten über die Deutsche Demokratische Republik" findet gegenwärtig reges Interesse bei Soldaten und Offizieren der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte.

●

In der Polnischen Volksarmee besitzen gegenwärtig, wie „Tribuna Ludu" meldete, 22 Prozent der Offizierskader eine höhere Ausbildung, wobei 8 Prozent der Offiziere eine höhere technische Ausbildung nachweisen können. Jeder fünfte Offizier der Polnischen Volksarmee ist Ingenieur oder Techniker.

●

Was ißt Soldat Jiri? PODLUPKA

Blätter und Stengel des jungen Wirsingkohls in breite Streifen schneiden und (eventuell mit Kartoffeln) in Salzwasser oder einer Knochenbrühe kochen. Nach dem Garen mit Mehl einbrennen oder mit Mehl verquirlen. Eine Handvoll in Fett gedämpfter grüner Erbsen verfeinert den Geschmack.

Radarhauben für Flugzeuge
Schutzvorrichtungen für elektronische Geräte
Unsinkbare Rettungsboote
Munitionsbehälter
Sicherheitsschwimmkörper an Schiffen
Behelfsmäßige Unterkünfte
Nebelmittel

...alles aus Schaumplasten

Von Martin Bäsig

Neben den metallischen Werkstoffen werden Plaste in zunehmendem Maße in der Militärtechnik eingesetzt. Diese neuen Werkstoffe sind uns als korrosionsbeständige, leichte und mechanisch feste Materialien bekannt. Besonders die glasfaserverstärkten Plaste sind auf vielen Gebieten anwendbar, insbesondere beim Bau von Flugzeugen und Raketen, in der Panzer- und Kraftfahrzeugtechnik, im Boots- und Schiffsbau sowie bei der Herstellung vieler anderer Waffen und Geräte. Darüber informierten wir die Leser der „Armee-Rundschau" bereits in Heft 7/62 („Plaste in der Waffentechnik?").

Heute geht es um Schaumplaste, jene besonders leichten Werkstoffe, die auch im Militärwesen ein umfangreiches Anwendungsbereich haben. Gegenwärtig ist es möglich, aus fast allen Plasten Schaumstoffe zu erzeugen. Die bekanntesten Schaumplaste werden auf der Basis von Polyvinylchlorid (PVC), Polystyrol und Polyurethan hergestellt. Ihre Zellstruktur wird durch den Zusatz gasentwickelnder Treibmittel erreicht. Der Herstellungsprozeß läßt sich so lenken, daß entweder vorwiegend geschlossene oder offene Zellen entstehen. Man kann sowohl harte als auch weiche, gummiähnliche Schaumstoffe herstellen.

Trotz der geringen Dichte (0,03 bis 0,3 g/cm³) ist die mechanische Festigkeit vieler Schaumstoffe recht beachtlich. Die wärme- und kälteisolierenden Eigenschaften sowie das elektrische Isolationsvermögen sind ausgezeichnet. Hervorzuheben ist auch ihre gute schalldämmende Wirkung. Was Wunder, wenn sich die Militärtechnik um diesen vielseitigen Stoff bemüht?

Schaumplaste werden vielfach mit glasfaserverstärkten Plasten kombiniert eingesetzt. Da die glasfaserverstärkten Plaste verhältnismäßig geringe Steifheit besitzen, würde ihre Verwendung für tragende Konstruktionen stark beeinträchtigt werden, käme nicht das Verfahren der Verbundstoffe (Sandwichbauweise) in Anwendung. Dabei werden zwischen zwei relativ dünnen Deckschichten oder „Häuten" aus glasfaserverstärkten Plasten stabile, aber besonders leichte Zwischenschichten eingeklebt, die aus einem Schaumplast bestehen. Neben dem Ausschäumverfahren, bei dem der Plastschaum in den von den Häuten gebildeten Hohlräumen erzeugt wird, gibt es verschiedene andere Montagemethoden. So kann man z. B. die vorgeformte Innenhaut mit Streifen von Schaummaterial bekleben. Anschließend wird die vorgeformte Außenhaut überklebt. Auf diese Weise entstehen z. B. Radarhauben für Flugzeuge (Abb. 1).

Nach der Verbundbauweise hergestellte Boote sind unsinkbar. Vorteilhaft ist das besonders bei Rettungsbooten und Sturmbooten. Die Abb. 2 zeigt ein Rettungsboot, das unter Verwendung von Polystyrolschaum hergestellt wurde.

Sehr interessant ist das Verfahren, Polyurethanschaum als Sicherheitsschwimmkörper in Schiffen zu nutzen. An besonders gefährdeten Stellen des Schiffsrumpfes sind Behälter montiert, in denen sich getrennt Vorprodukte des Plastes und Lösungen von Katalysatoren[1] befinden. Entsteht an dieser Stelle ein Leck, öffnen sich automatisch die Ventile zwischen beiden Behältern, die Komponenten werden in kurzer Zeit vermischt und bilden einen Hartschaum, der kein Wasser aufnimmt und die beschädigte Stelle absichert. Auf diese Weise kann das Sinken des Schiffes verhindert werden.

Mit Schaumplasten auf Polyurethanbasis schützt man empfindliche elektronische Geräte gelenkter Kampfraketen vor starker mechanischer Beanspruchung, wie sie z. B. beim Start der Rakete auftritt. Die Geräte werden mit dem noch flüssigen Plast ausgegossen. Durch zugesetzte Härtungsmittel verfestigt sich der Schaumstoff. Da die Flugzeit der Rakete relativ kurz und die Wärmeleitfähigkeit des Schaumstoffes gering ist, erreicht die

1) Katalysatoren sind Stoffe, die chemische Reaktionen beschleunigen.

beim Flug der Rakete entstehende Hitze die elektronische Ausrüstung im allgemeinen nicht vor dem Aufschlag.

Polyurethanschaum, eingesetzt als Trennscheiben in Silber-Zink-Akkus, hat sich auch dort bewährt. Ein solcher Silber-Zink-Akku ist siebenmal leichter und auch etwa siebenmal kleiner als ein Blei-Akku gleicher Kapazität. Außerdem ist er recht unempfindlich gegen mechanische Stöße und daher als Stromquelle für gelenkte Raketen, Flugzeuge mit Überschallgeschwindigkeit und Hubschrauber geeignet. Sicher wurden die Trennscheiben aus poröser Acetylcellulose hergestellt, die sich bei starker Beanspruchung zusammendrückte. Dieser Nachteil ist jetzt ausgeschlossen, da Polyurethanschaum größere Festigkeit besitzt.

Schaumplaste sind auch für die Verpackung von Munition geeignet. Besonders beim Fallschirmabwurf von Munition hat sich diese Verpackungsart bewährt, da das Material mechanische Beanspruchung gut abhält.

Die guten kälteisolierenden Eigenschaften der Schaumplaste führten zu ihrer Verwendung beim Bau von Unterständen. Auf ein vorgeformtes Gestell aus Drahtnetz oder auf ein Zelt wird Polyurethan gesprüht. Es bildet sich ein Schaumstoff, der sich nach etwa 20 Minuten verfestigt hat. Der Plastschaum ist weiß, besitzt gute Tarneigenschaften im verschneiten Gelände, läßt sich aber auch durch Zugabe von Farbstoffen in jeder Farbe herstellen. Da das Endprodukt aus unzähligen, von Plasthäutchen umgebenen Luftblasen besteht, benötigt man nur relativ wenig versprühbaren Ausgangsstoff. In derartigen Unterständen ist es im Winter wesentlich wärmer als in Zelten. Die Form dieser Unterstände ähnelt den bekannten Iglus der Eskimos.

In letzter Zeit ist der Einsatz von Polyurethanschaumstoffen als Nebelmittel bekannt geworden. Die zur Zeit in den Armeen gebräuchlichen Nebelmittel haben erhebliche Nachteile. So besteht der aus Nebelsäure hergestellte künstliche Nebel vorwiegend aus Schwefelsäuretröpfchen, die nicht nur eine schädliche Wirkung auf den menschlichen Organismus ausüben, sondern auch auf Metalle korrodierend einwirken. Bei der Anwendung anderer Nebelmittel, die Tetrachlorkohlenstoff enthalten (Berger-Mischung), kann sich Phosgen bilden, das uns als lungenschädigender Kampfstoff bekannt ist. Daher muß beim Einsatz der meisten militärischen Nebelmittel die Schutzmaske getragen werden. Ein weiterer Nachteil dieser Nebelmittel ist die relativ hohe Dichte ihrer Teilchen. Daraus ergibt sich eine große Sedimentationsgeschwindigkeit, d. h., die Teilchen setzen sich in nicht bewegter Luft ziemlich schnell ab. Dagegen übt der aus Polyurethanschaum erzeugte künstliche Nebel[2] keine schädigende Wirkung auf den menschlichen Organismus aus. Auf Grund des zellenartigen Aufbaus der Teilchen ist deren Dichte gering. Da die Teilchen relativ groß sind, besitzt dieser Nebel gute Tarnwirkung.

Neben der Anwendung des neuen Nebelmittels für Tarn- und Signalzwecke sind noch andere militärische Einsatzmöglichkeiten vorgeschlagen worden. So will man damit die Truppen vor der Lichtstrahlung von Kernwaffendetonationen schützen. Zur Bekämpfung von Flächenbränden, die nach dem Einsatz von Kernwaffen oder Napalm entstehen können, soll Plastschaum mit geschlossenen Zellteilchen und eingeschlossenem Kohlendioxyd verwendet werden. Die Erzeugung und das Absprühen des Brandbekämpfungsmittels ist vom Flugzeug aus möglich. Beim Erhitzen platzen die Zellen auf, das Kohlendioxyd entweicht und dämmt den Brand ein, da es die Verbrennung nicht unterhält.

Die Gebiete des Einsatzes dieser Plastart sind längst nicht erschöpft, und die Zukunft wird zeigen wie sehr sich die Schaumplaste ihren Platz in der Militärtechnik erobert haben.

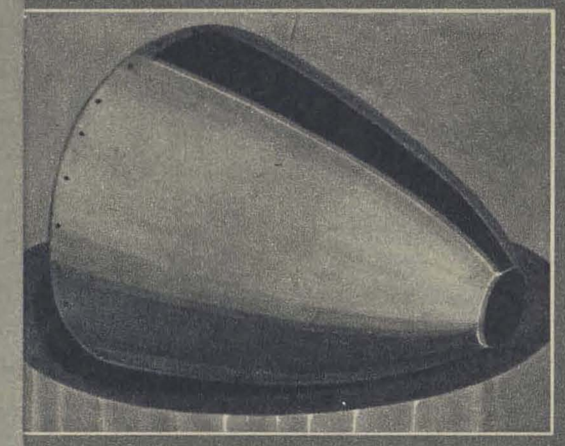


Abbildung 1

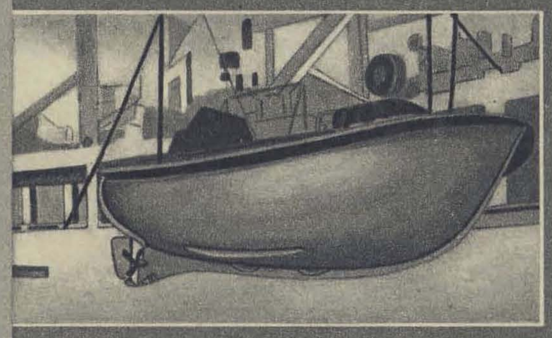


Abbildung 2

2) Die Bezeichnung Nebel ist nicht ganz exakt. Es handelt sich hierbei um Rauch, d. h. um fein verteilte Stoffe in der Luft.



Wassil Bykow

Das vierte Mißgeschick

Das war eine schwere Arbeit. Soldat Turok richtete sich im Graben immer wieder auf, stellte den Spaten in die Ecke, griff zur Axt und hieb mit der blinkenden, schon leicht abgestumpften Klinge auf die harzigen Wurzeln in dem widerspenstigen Waldboden ein. Bald war der Soldat erschöpft. In einer kurzen Atempause blickte er rückwärts, zu den Telefonisten, die sich mit ihren Feldapparaten am Rande der Waldwiese niedergelassen hatten. Eigentlich interessierten Turok weniger die Telefonisten, sondern eher sein Kommandeur, der Batterieälteste Leutnant Gorkowenko. Es war gerade Feuerpause, und der Leutnant saß auf einem dicken Baumstumpf und rauchte. Plötzlich blickte er zu Turok herüber, ihre Blicke trafen sich.

„Na, Infanterist? Hast's wohl satt?" fragte der Leutnant absichtlich grob. Aber Turok spürte, daß seine Augen bereits gutmütig, fast belustigt dreinblickten, und von seiner früheren Wut war keine Spur zu sehen.

Turok fühlte sich durch die spöttische Anrede nicht getroffen. War er denn schuld daran, daß man ihn aus einem Schützenbataillon, wo er seine Feuertaufe erhalten hatte, in diese Batterie versetzt hatte, und er sich nicht eben zur Artillerie hingezogen fühlte?

Seit dem frühen Morgen dieses regnerischen Tages waren dem Soldaten Turok große und kleine Mißgeschicke widerfahren. Es hatte damit begonnen, daß er in der alten Feuerstellung, die sie im Morgengrauen verlassen hatten, seine persönliche Habe zurückließ. Freilich war nichts Wertvolles darin gewesen, nur ein Paar Fußlappen aus Flanell. Nun, Turok hätte sich darüber keine Gedanken weiter gemacht, aber als er essen wollte und seinen Löffel schon aus den Wickelgamaschen zog, stieß er sein Kochgeschirr um und verschüttete die ganze Suppe im Gras.

Sein drittes Mißgeschick war schon weit schlimmer gewesen: Die Batterie feuerte, und Leutnant Gorkowenko, am Richtkreis stehend, gab mit gereizter Stimme Kommandos. Die Haubitzen dröhnten; irgendwo hinter dem Wäldchen griffen die Deutschen an. Turok war als Munitionskanonier eingesetzt. „Dritte Ladung!" schrie Gorkowenko, und Turok langte den Paraffinboden aus der Granathülse und setzte drei Säckchen Pulver ein. „Vierte Ladung!" — Turok ergriff vier Beutelchen, und so ging es weiter. Die Kartusche mußte gleich an den Ladekanonier weitergegeben werden.

Was weiter geschah war unklar. War Turok durch einen Schuß taub geworden, oder hatte Leutnant Gorkowenko gestottert — jedenfalls holte Turok, der wohl die Nummer der Ladung nicht verstand, eine eingefettete glatte Hülse aus dem Kasten und wußte nicht weiter. Er hätte natürlich fragen müssen, aber der Ladekanonier streckte bereits die Hände nach der nächsten Hülse aus, und Turok nahm schnell vier Säckchen. Dann donnerte der Schuß.

Er packte eine neue Hülse und riß den Paraffinboden heraus, aber Gorkowenko gab seltsamerweise kein Kommando mehr, und die Batterie verstummte. Turok sah sich verdutzt um; da kniete der Batterieälteste, seinen Notizblock in der Hand, neben einem hohen Baumstumpf und schaute den Telefonisten an, der offenbar nicht verstand, was man ihm durchsagte. Dann riß Gorkowenko ihm den Hörer aus der Hand.

„Der Batteriekommandeur ist am Apparat", erriet Turok und sank in sich zusammen. Er ließ sich im Grase nieder; er fühlte, daß er sich mit der Ladung geirrt hatte und daß es einen großen Schlamassel geben würde.

So kam es auch. Der Leutnant warf den Telefonhörer auf die Gabel, sprang auf und schrie zu der Geschützbedienung herüber: „Sergeant Petrakow, warum hat sich die Granate verirrt? Geben Sie die Zielentfernung an!" — „124", antwortete der Sergeant, nachdem er in sein Notizbuch geguckt hatte.

„Ladung?" —

„Turok, welche Ladung?" rief der Sergeant, der etwas zu ahnen schien. Der Soldat fühlte, wie ihm die Knie zitterten, und antwortete unbestimmt: „Es war wohl . . . die vierte, meine ich . . ."

„Die vierte?" fragte Gorkowenko erblassend. „Mensch, ich werd' dir 'ne vierte beibringen! Die ganze Batterie schießt mit der dritten, und er kommt mit der vierten verquer!" Mit schnellen Schritten näherte er sich dem Geschütz, doch plötzlich hielt er inne und schrie: „Weg von hier! Marsch, heb 'nen Graben aus, aber dalli!" und etwas leiser, doch um so galliger hatte er hinzugefügt: „Infanterist verdammter!"

So war Turok in dieser halbausgehobenen Grube gelandet. Er hatte fast einen halben Tag lang



hier herumgebuddelt. Die Batterie feuerte längst nicht mehr. In Erwartung des Mittagessens tarnte die Geschützbedienung die Haubitzen, doch er hatte seine Grube immer noch nicht soweit, daß die Granaten darin gelagert werden konnten. Er schämte sich und war wütend auf sich, weil er so einen Fehler gemacht hatte.
Es ging merklich auf den Abend zu.
Drüben, hinter der Hecke, auf der Seite des Gegners, herrschte Totenstille – kein Schuß, keine Detonation.
Als er wieder auf den Spaten trat, vernahm er einen Ruf. Er richtete sich auf. Von ferne schien es, als riefe ihn Leutnant Gorkowenko.
Turok warf den Spaten beiseite und erklomm die Brustwehr. Auf dem Baumstumpf neben dem Richtkreis saß ein ihm unbekannter Hauptmann. Gorkowenko stand ungeduldig neben ihm. Turok zog seine Feldbluse straff und rannte auf die beiden Offiziere zu. Fragend sah er den Leutnant an. Turok erhielt den Auftrag, den Hauptmann, einen verwundeten Spähtruppführer, zum Kommandopunkt zurückzuführen. Doch der Soldat kannte den Standort des Kommandopunktes nicht.
„Halte dich an die Leitung, immer an dem roten Kabel lang", ließ sich der Telefonist aus dem engen Unterstand vernehmen. „Gerade durch den Wald auf den Weg zu, dann fragst du wieder bei den Funkern vom Regiment nach, wie's weiter geht."
Turok, nicht völlig überzeugt, nickte. Er hätte wohl besser noch einmal genauer fragen sollen, doch der Leutnant herrschte ihn an: „Aber schnell! Daß du mir in einer Stunde wieder hier bist!" Schwerfällig erhob sich der Hauptmann von dem Baumstumpf. Er war jung und breitschultrig, hatte die Wattejacke aufgeknöpft. Beim Aufstehen stützte er sich mit schmerzverzerrten Lippen auf den spanischen Reiter und setzte sein linkes Bein vorsichtig auf.
Langsam gingen sie auf den Wald zu, denn der Offizier hinkte stark. Mit dem rechten Fuß trat er fest und rasch auf, dann zog er das linke langsam und behutsam nach. Sein hageres, leicht nervöses Gesicht war ärgerlich. Turok mußte nach guten zwanzig Schritten unter einer breitästigen Tanne stehenbleiben und warten, bis der Hauptmann nachgehumpelt kam.
„Sie haben wohl eine tüchtige Verwundung abgekriegt?"
„Nun ja", erwiderte der Hauptmann einsilbig.
„Kugel oder Splitter?"
„Bist wohl Arzt?" Der Hauptmann sah den Soldaten mit vor Schmerz verkrampftem Gesicht an, daß dieser zusammenfuhr und sich schalt, mit dem verwundeten Offizier ein so familiäres Gespräch angeknüpft zu haben. Der Aufklärer trat jedoch näher an ihn heran und sagte schon versöhnlicher: „Ob Kugel oder Splitter – 's ist egal. Jedenfalls muß ich jetzt einige Wochen ins Lazarett. Hauptsache, wir geraten nicht hinter die deutsche Linie. Die Faschisten sind nämlich zwischen uns und dem 46. Bataillon durchgebrochen. Und das ist genau dort vorn, wo wir lang gehen müssen."
Der Wald war nicht besonders dicht, das Strauchwerk unter den Fichten hatte der Herbst bereits kahlgefegt. In der feuchten Luft stand der bitterliche Harzgeruch von Tannennadeln. Bald gelangten sie in einen Kahlschlag voller Stubben, und so schritten sie bis an die Knie durch Farn



Illustration: Rudolf Grapentin

und Himbeergestrüpp, in dem sich der dünne Faden der Telefonleitung verlor. Dann und wann tappte Turok nach dem Kabel, das in seiner hohlen Hand Schrammen zurückließ, wenn er an eine Flickstelle geriet. Dann ließ es Turok wieder eine Zeitlang los und bemühte sich, es mit den Augen zu verfolgen.

Der Hauptmann blieb noch immer zurück, so sehr sich Turok mühte, langsamer zu gehen. Es war eine bedrückend menschenleere Gegend. Dann gerieten sie auf sumpfigen Boden; ihre Stiefel glitten über nasses Erlenlaub. Der Hauptmann kam noch langsamer vorwärts, er trat mit seinem verwundeten Bein noch vorsichtiger auf und humpelte immer mühsamer. Inzwischen verdichtete sich die Abenddämmerung. Der Himmel hing bis auf die Wipfel der Bäume herab. Es wurde immer schwieriger, das Kabel zu verfolgen, und so nahm es Turok in die Hand.

„Halt, Soldat!“ schrie der Hauptmann plötzlich von hinten. Turok wandte sich um: Dort hinkte der Hauptmann auf einen Baumstumpf zu und setzte sich darauf, die Beine weit vorgestreckt. Der Soldat ging zu dem Offizier, der seinen mit nassem Laub beschmutzten Stiefel vorstellte und ihm befahl:

„Na, zieh mal, aber vorsichtig!“

Turok lehnte sein Gewehr in einen Erlenbusch und zog vorsichtig an dem nassen Stiefel. Die Zähne zusammenbeißend, umklammerte der Hauptmann mit beiden Händen den Baumstumpf und stemmte sich mit dem gesunden Bein in den Boden . . . Endlich hatte Turok den Stiefel abgezogen. Der Hauptmann wickelte den Fuß fester in den Fußlappen; offenbar konnte er es im Stiefel schon nicht mehr aushalten. Turok half ihm, doch der Fußlappen hielt nicht; er war zu kurz. Als er das vor Schmerz entstellte Gesicht des Offiziers sah, wurde der Soldat von Mitleid zu diesem Mann, auf dessen Rock drei Orden glänzten, ergriffen. Er kniete nieder und gab seine Fußlappen hin; so verbanden sie das verwundete Bein gemeinsam.

„Treten Sie lieber mit der Ferse auf, so wird's bequemer.“

Sie gingen langsam weiter — einer hinter dem anderen. Es dunkelte im Walde, und Turok wurde es irgendwie unheimlich. Die Jungs hatten bestimmt schon Abendbrot gefaßt, und er? — Ach, nur schnellstens zum Kommandopunkt und dann zurück zur Batterie, die ihm jetzt wie das Vaterhaus vorkam!

Plötzlich zuckte er zusammen. Er vermißte das Kabel! Selbst der Pfad, auf dem sie geschritten waren, hatte sich unmerklich verloren — sie gingen bereits durch eine Jugendschonung. Turok blieb stehen, bückte sich und stürzte zur Seite, wühlte im feuchten Laub und suchte sodann in entgegengesetzter Richtung weiter. Der Hauptmann blieb stehen und sagte mit einem scheelen Blick auf seinen Begleiter:

„Na, hast du die Leitung doch verloren?“ — „Hab's eben noch gehabt. So ein Schlamassel!“

Der Hauptmann verschnaufte, denn Turok war inzwischen schon ein gutes Stück von ihm entfernt und durchwühlte in der Dämmerung die Laubdecke, doch das Kabel fand er nicht. Der Hauptmann schnauzte ihn an, daß er seinen Auftrag so schlecht erfüllte, doch Turok schwieg ratlos. Schweigen — das war das einzige, was ihm

Fortsetzung auf Seite 37



In einem Granattrichter ist der Panzerbüchsenschütze in Stellung gegangen. Während er den „gegnerischen" Panzer auf günstige Schußentfernung heranrollen läßt, macht er seine Waffe klar zum Schuß. Starke Nerven und Kaltblütigkeit – darauf kommt es jetzt an.

Dröhnen und Bersten ringsum. Die „gegnerische" Artillerie beharkt die Verteidigungsstellung. Granatsplitter pfeifen durch die Luft, Erdfontänen spritzen hoch. Den Körper fest an die Erde gepreßt, erwarten die Soldaten das Ende der Artillerievorbereitung. Bald wird der „Gegner" angreifen.

„Panzer!" Der alarmierende Ruf des Beobachters erstickt fast unter den Detonationen. Die Einschläge liegen jetzt schon weiter hinten. Vorsichtig spät der Kompaniechef über die Deckung. Sechs, acht Panzer rollen auf die Stellung zu. Dahinter Infanterie. Entfernung etwa 1000 Meter. Jetzt heißt es klaren Kopf behalten.

Der Kompaniechef erfaßt sofort die Situation. Steht seine Kompanie, stehen mot. Schützeneinheiten gegnerischen Panzerangriffen machtlos gegenüber? Nichts weniger als das. Neben der Pak und anderen Panzerbekämpfungsmitteln gibt es in der Einheit Soldaten, die speziell dafür ausgebildet werden, in die Stellung eingebrochene gegnerische Panzer auf Nahdistanz zu vernichten.

Den jungen Soldaten scheint der Panzer auf den ersten Blick unverwundbar zu sein. Ist das aber wirklich so? Bei genauem Studium der gebräuchlichsten Panzer-

Kämpfer im »toten Winkel«



Die „gegnerische" Infanterie blieb im Feuer der eigenen Schützenwaffen liegen. Die Panzer überrollen die Stellung. Jetzt von hinten 'ran an den Panzer, aufspringen und die Panzermine anbringen. Jeder Schritt, jede Bewegung ist genau berechnet.



Ein Blick durchs Prismenglas: Der hat gesessen! Rauch und Flammen steigen hoch. Mit einem kurzen Ruck bleibt der Panzer kampfunfähig in der Stellung liegen. Der Trupp hat seine Aufgabe erfüllt.

typen des Gegners erkennt jeder, daß auch diese Stahlkolosse „schwache Stellen" haben. Sie auszunutzen, ist die Aufgabe der Panzernahbekämpfungstrupps. Ihnen gehören mutige, kühn und entschlossen handelnde Soldaten an. Ihre größte Schwierigkeit, aber auch ihre größten Erfolgsaussichten bestehen darin, den „toten Winkel" des Panzers zu erreichen. Dort sind ihre Waffen und Mittel, vor allem Panzerbüchsen, Panzerhandgranaten, Panzerminen, Brandflaschen und -kanister, geballte Ladungen und Druckbrettminen, dem Gegner am gefährlichsten.
Hoch sind besonders die psychischen Anforderungen an die Soldaten solcher Trupps. Starker Glaube an die eigene Überlegenheit und eine große Portion Mut, Standhaftigkeit und Geschicklichkeit sind notwendig, um im Nahkampf erfolgreich zu bestehen. Da heißt es sich überrollen lassen, sich von hinten an den Panzer heranarbeiten, aufspringen, die Ladung anbringen und schnell wieder in Deckung gehen. Beharrliches Training gehört dazu, sich diese Eigenschaften und Fähigkeiten anzueignen.
Die hier veröffentlichten Aufnahmen geben einen Einblick in die schwierige Arbeit der Panzernahbekämpfung.

Oberfeldwebel Lechowski



Der Vorhang wird gelüftet

Ein Bubenstück getreu nach der Wirklichkeit und in (west)deutscher und französischer Sprache

Prolog nicht im, sondern über den Himmel

Ort der Handlung: die Führungsakademie in Hamburg – der Bundeswehr höchste Lehranstalt.

Auf der Bühne erscheint Charles de Gaulle. Er läßt es sich nicht nehmen, während seines Staatsbesuches auch vor den ehemaligen Hitlergeneralen und deren eifrigen Schülern aufzutreten – vor seinen Feinden von Gestern also. Ist seine Galavorstellung deshalb eine Verbrüderung im Sinne der Humanität?

Der General auf der Bühne lüftet ein wenig den Vorhang. Mit treuherzigem Biedermannsblick, aber in der dunklen, unheilschwangeren Sprache des Jesuiten findet er in seinem Prolog auch folgende Worte:

„Die Rüstung, in ihrer Planung und Gestaltung, verlangt heutzutage, um schlagkräftig zu sein ... daß wissenschaftliche, technische, industrielle und finanzielle Mittel und Fähigkeiten herangezogen werden, deren Grenzen jeden Tag weiter gespannt sind. Frankreich und Deutschland können sich dieser Machtmittel um so eher vergewissern, als sie ihre Möglichkeiten vereinen."

Anderentags beherrscht eine seltene Einmütigkeit die Presse in Ost und größtenteils auch in West über das einmalige Gastspiel des Charles de Gaulle in Hamburg: er spielte auf eine deutsch-französische Atommacht an.

1. AKT Ein kleiner Ort im Elsaß, St. Louis, Sitz des westdeutsch - französischen Instituts für Ballistik

Hundert westdeutsche Raketenspezialisten sind um den ehemaligen Leiter des Instituts für Technische Physik und Ballistik der technischen Akademie von Görings Luftwaffe, Professor Dr.-Ing. Hubert Schardin, geschart. Unter Hitler war Schardin vergeblich an der Entwicklung einer Atombombe beteiligt. Sofort nach Kriegsende ging er mit seinem ganzen wissenschaftlichen Troß nach St. Louis – in den Dienst Frankreichs. Über das, was dann jahrelang in strenger, ja strengster Abgeschlossenheit vor sich ging, schreibt die „Frankfurter Allgemeine" am 9. Oktober 1958 in einem informativen Bericht: „Die bisher überaus strenge Geheimhaltung hat ihren Kranz von Legenden um St. Louis gewoben, darunter auch die, hier werde an der (west)deutsch-französischen Atombombe gebastelt." Das offizielle Eingeständnis der Partnerschaft bei diesem Unternehmen war die Zustimmung des Bundestags zu einem westdeutsch-französischen Abkommen über das Institut in St. Louis. Seitdem – ab 1959 – wird es auf der finanziellen Basis Halbe-Halbe betrieben. Kostenpunkt für den westdeutschen Steuerzahler: Etwa acht bis zehn Millionen Mark jährlich. Soll es ihm eines Tages vielemal teurer zu stehen kommen?

2. AKT In der Nähe der Sahara-Oase Reggane

13. Februar 1960. Ein Todesblitz zuckt über die Wüste. Mit einem Trotyl-Äquivalent von 60 000 Tonnen, d. h. der dreifachen Stärke der Hiroshima-Bombe, ist Frankreichs Atombombe Nr. 1 detoniert.
Ein Augenzeuge beschreibt die Wirkung so:
„Die Wärmewirkung setzte sofort ein. Dann erst folgen die Schallwellen und der Explosionswind. Er bläst alle Lagerfeuer aus, als wären es Kerzen. Mit mehr als 300 Meter in der Sekunde fegt der Sturm glühendes Metall, Steine und Sand vor sich her."
Charles de Gaulle gratuliert emphatisch seinen Nuklear-Generalen: „Hurra! Frankreich ist stärker und stolzer!" Starker Jubel, wenn er auch nicht gleich laut in die Öffentlichkeit dringt, ebenfalls bei den Bonner Interessenten. Ihre Bundeswehrgenerale stehen vor den Fernsehschirmen von Reggane, als die Bombe gezündet wird.
Ungeachtet des weltweiten Protestes wird die Sahara 1960, 1961 und 1962 von weiteren atomaren Explosionen erschüttert.
„Rote Springmaus" heißt die dritte Bombe, die am 27. Dezember 1960 in Reggane gezündet wird. Offizielle Pariser Kreise registrieren sie als einen „bemerkenswerten Fortschritt auf eine französische Wasserstoffbombe". Nur eine französische?



„Bitte vorbeigehen zu dürfen", glaubt man aus dem Munde des französischen Offiziers zu hören. Bereits 1960 ist die Bundeswehr auf dem Truppenübungsplatz Mourmelon (Frankreich) eingezogen. Wer denkt bei diesem Mourmeloner Schnappschuß nicht daran, daß die westdeutschen Militaristen bei ihrer Zusammenarbeit mit den französischen (wie auch umgekehrt) nicht nur ihren Führungsanspruch gegenüber Dritte, sondern auch gegen den Partner durchzusetzen gedenken.

3. AKT Paris und Bonn

Die „Metall-Gesellschaft AG" Frankfurt/Main, welche zusammen mit der durch die „Volksatombombe" bekannten „Degussa" die führende Konzerngruppe in der westdeutschen Nichteisen-Metallindustrie bildet, lüftet in einem Geschäftsbericht ein wenig den Vorhang der Geheimhaltung: Beide Firmen besitzen einen erheblichen Anteil am Kapital des französischen Atomunternehmens „Sociète industrielle du zirconium" in Paris. Die Metallgesellschaft und die Degussa betreiben auf breiter Basis die Entwicklung von Kernbrennstoffen und Kernreaktorwerkstoffen. Und der Degussa-Konzern liefert u. a. auch der Pariser Firma „Saint Gobain" das für die Wasserstoffbombe erforderliche Lithium-Isotop-Li-6. Es ist also zu erkennen, daß die thermonukleare Aufrüstung der westdeutschen Militaristen im Verein mit ihren französischen Partnern auch auf privatwirtschaftlicher Basis vor sich geht.

4. AKT St. Louis und Istres in der Nähe der französischen Hafenstadt Marseille

In St. Louis wird nicht nur an der Bombe, sondern auch an entsprechenden Trägerwaffen gearbeitet. Wie aus einer Mitteilung des Ministeriums für wissenschaftliche Forschung und Weltraumfragen in Paris hervorgeht, war das „französisch-deutsche Institut" maßgeblich an französischen Raketenversuchen beteiligt, die vom 5. bis zum 29. Oktober 1962 in der Sahara durchgeführt wurden. Getestet wurde dabei die sogenannte „Edelsteinserie". Die Rakete „Achat" dieser Serie aber wird als Grundlage der künftigen französischen Raketenstreitmacht genannt. Im Auftrag des Bonner und des Pariser Kriegsministeriums entwickeln ferner die Rüstungsbetriebe „Bölkow AG" und „Nord-Aviation" Paris neue Raketensysteme . . .
„Haben Sie *die* alle schon geflogen?" fragt im November 1962 ein Besucher einen Piloten auf der „Schule für fliegendes Personal bei Erprobung und Abnahme" in Istres in der Nähe Marseilles. Der Besucher weist dabei auf die verschiedenen Typen von Düsen- und Propellerflugzeugen, die auf dem weiten Platz neben den Hangars des französischen Testflugzentrums aufgestellt sind.
„Ja, bis auf die eine links hinten", lautet die Antwort des Piloten. Aber die werde ich nun fliegen."

Die links hinten aber ist eine „Mystère IV". Binnen Jahresfrist soll sie zum Kern der neuen strategischen Atomstreitmacht de Gaulles werden. Der Pilot aber, der die Antwort gab, trägt die Uniform der Bonner Luftwaffe. Und die „Frankfurter Allgemeine" findet für ihn die Worte: „Und auch ohne das Ritterkreuz an seiner Uniform zu sehen, ist man sich klar darüber, daß er kein Neuling in der Fliegerei mehr ist. Einige Tausende Flugstunden hatte er hinter sich, bevor er von der Erprobungsstelle der Luftwaffe in Oberpfaffenhofen bei München nach Istres kommandiert wurde, um Testpilot zu werden." Wenn aber Bundeswehrpiloten auf der „Mystère IV" ausgebildet werden, dann ist das genau jenes antihumanistische Ensemblespiel, das laut Text des aggressiven Pariser Paktes de Gaulles und Adenauers noch verstärkt werden soll.

5. AKT Alle Länder der Welt

Der Vorhang der Geheimhaltung vor St. Louis usw. ist gelüftet, aber noch nicht aufgezogen. Noch verbirgt er mehr als er freigibt. Aber das bereits Sichtbare ist genug, um mit Fug und Recht von einer engen Beteiligung Westdeutschlands am Aufbau der französischen Atomstreitmacht zu sprechen. Das Ziel dieser Hilfestellung ist eindeutig: Bonn und seine Generale wollen selbst Atomwaffen in die Hände bekommen. Noch wäre es verfrüht zu sagen: Bonn besitzt bereits die französische Bombe. Aber selbst die großbürgerliche „New York Herald Tribune" deutete bereits Anfang 1962 die Möglichkeit an, daß Paris bereit sein könnte, der Bonner Regierung zum Ausgleich für ihre finanzielle Hilfe bei der französischen Atomwaffenproduktion atomare Gefechtsköpfe für die Bundeswehr zu übergeben.
Besorgt über die westdeutsch-französischen Großmachtbestrebungen zeigen sich auch viele in den NATO-Ländern. So äußerte sich Anfang dieses Jahres der militärische Mitarbeiter des Londoner „Daily Telegraph", Air Commodore E. M. Donaldson: „Das bedeutet, daß Frankreich mit einem System von Waffen, die eine Reichweite von weniger als 1000 Meilen haben, mindestens 20 von Rußlands größten Städten vernichten kann." Und Bundeswehrgenerale haben durchblicken lassen, daß sie sogar 38 feindliche Objekte „hiroshimasieren" wollen.
Bonn und Paris wollen also eine „Streitmacht zum Zuschlagen", wie der französische Kriegsminister formulierte. Aber dieser 5. Akt des westdeutsch-französischen (Zusammen-) Spiels ist noch nicht zu Ende geschrieben. Ob sie jemals zum Zuschlagen kommen werden, ob dieses Bubenstück zu einer Tragödie für die Menschheit wird, das entscheidet eben diese Menschheit, aber vor allen jene Menschen, die einige hundert und tausend Kilometer östlich von Paris und Bonn leben.

Jochen Bendix, Heinz Huth



Wie Jupiter 36 vom Himmel kam

Von Hauptmann Rosenberger

Pünktlich um 17 Uhr treten die diensthabenden Flugzeugführer, Techniker und Flugzeugwarte zur Vergatterung an. Unter ihnen befindet sich auch Leutnant Blechschmidt. Erst kurz vorher hatte er vom Wart seine Maschine übernommen und noch einmal gewissenhaft überprüft. Er ist heute als Nachtjäger befohlen.

Der 23jährige Flugzeugführer kommt aus dem Kalischacht Roßleben. Als er 1957 zur Armee ging, besaß er lediglich die B-Prüfung auf Segelflugzeugen. Rudolf Blechschmidt hatte sich aber in den Kopf gesetzt, Jagdflieger zu werden. So begann für ihn ein langer, mühevoller Weg des Lernens. Auf der Jak 18 drehte er seine erste selbständige Platzrunde. Schließlich kam er auf die MiG. Ausdauer, Lerneifer und Beharrlichkeit halfen ihm über manche Klippe hinweg.

Ein Flugzeugführer lernt nie aus. Leutnant Blechschmidt bildet darin keine Ausnahme. So hat er auch an diesem Abend sein Studienmaterial für das nächste Seminar bei sich. Als Parteimitglied liebt er es nicht, „aus dem hohlen Bauch“ zu reden. „Ich komme nachher 'runter“, sagt er seinen Kameraden, die in den Fernsehraum gehen. Er steigt indes die schmale Treppe hinauf ins Obergeschoß des Holzhauses, das direkt an der Abstellinie der Maschinen steht. Die Zimmer sind nicht groß. Der Ruheraum der Flugzeugführer ist nur mit dem Notwendigsten ausgestattet: zwei Doppelstockbetten, ein Tisch und vier Stühle. Mehr braucht man nicht, es ist ja kein Hotel. Genosse Blechschmidt rückt sich einen Stuhl heran, legt sein Studienmaterial und das Konspektheft auf dem Tisch zurecht und beginnt zu studieren.

Als er wieder nach der Uhr sieht, ist es bald 20 Uhr. „Genug für heute“, flüstert er vor sich hin, packt alles zusammen und geht hinunter in den Fernsehraum. Um 22 Uhr ist für ihn auch hier Schluß; höchste Zeit, sich hinzulegen. Wer weiß, was die Nacht bringt.

Was sollte sie eigentlich bringen? Die Adlershofer „Wetterfrösche“ hatten bestätigt, was der Meteorologe am Nachmittag voraussagte: Über dem gesamten Gebiet der DDR bis hinein nach Polen liegt dichter Nebel. Der Platz war schon gegen 19 Uhr „dicht“. Aber Nebel hin, Nebel her — wenn es sein muß, werden wir auch unter schwierigen Bedingungen jeden Kampfauftrag erfüllen. Niemand darf ungestraft den Luftraum unserer Republik verletzen. Das braucht den Flugzeugführern niemand lang und breit zu erläutern.

„Na, dann schlaf gut“, murmelt Leutnant Blechschmidt, schon im Halbschlaf, seinem „Obermann“ zu. „Nacht!“ brummt dieser zurück. Der Leutnant dreht sich herum, schiebt die untergeschnallte Pistole etwas zur Seite, damit sie nicht drückt, und ist im nächsten Moment schon eingeschlafen. Nur der Diensthabende und der Posten draußen an den Maschinen wachen.

Der Uhrzeiger hat schon die Mitternachtsstunde überschritten, als das Telefon beim Diensthabenden schrillt. Der Gefechtsstand. „Alaarm!“ dröhnt es Sekunden später durch das Haus. „Alaarm!“ Der Diensthabende reißt die Tür

zum Ruheraum des technischen Personals auf, stürmt die Treppe hoch zu den Flugzeugführern. Sie sind schon aufgesprungen.

Leutnant Blechschmidt rennt hinter ihm die Treppe hinunter. Er nimmt gleich mehrere Stufen auf einmal. Draußen empfängt ihn die reinste „Waschküche". Aber er würde seine Maschine selbst mit verbundenen Augen finden. Der Wart ist schon da. In Sekundenschnelle springt Leutnant Blechschmidt in die Maschine und setzt die Kopfhaube auf. Mit geübten Griffen hilft ihm der Wart beim Anlegen der Fallschirmgurte. Schnell noch die Atemmaske. Fertig!

„Harpune! Jupiter 36 Empfang!" meldet sich Leutnant Blechschmidt über Sprechfunk beim Gefechtsstand. „Jupiter 36, starten!" kommt von dort der Befehl.

Das donnernde Getöse des Strahltriebwerkes zerreißt die nächtliche Stille. Noch beim Rollen fährt Leutnant Blechschmidt den Scheinwerfer unter der linken Tragfläche aus. Die Sicht wird nicht viel besser; solchen Nebel erlebte er schon lange nicht. Er startet unter seinem Wetterminimum. Doch wenn ein Grenzverletzer in den Luftraum der DDR eindringt, gibt es nur eins: Abfangen!

Leutnant Blechschmidt schaltet den Nachbrenner ein. Mit einem Feuerstrahl aus der Schubdüse jagt die Maschine über die Startbahn. Sie gewinnt schnell an Höhe; 50 — 100 — 200 Meter zeigt der Höhenmesser. Weitere Befehle vom Gefechtsstand: „Jupiter 36! Anflug Zone 04! Höhe 8000! Kurs 260!"

Mit maximaler Geschwindigkeit jagt die Maschine dem Ziel entgegen. Der Grenzverletzer wird im Nebel Schutz suchen. Aber Leutnant Blechschmidt wird ihn stellen!

Da befiehlt der Gefechtsstand: „Grenzverletzer abgedreht! Fliegen Sie Funkfeuer an!" Der Flugzeugführer, soeben noch voll auf seinen Kampfauftrag konzentriert, steuert die Maschine auf den befohlenen Kurs. Werde ich denn jetzt landen können? Bei diesem Nebel ein großes Risiko, geht es Leutnant Blechschmidt durch den Kopf. Es sind nur noch wenige Kilometer bis zum Heimatplatz. Sollte er trotzdem . . .?

Seine Gedanken werden unterbrochen. „Kreisen Sie mit 400!" Kein Zweifel: Er kann hier nicht mehr landen. Wie weiter? Die Ungewißheit beginnt zu nagen. Doch Leutnant Blechschmidt vertraut seinem fliegerischen Können und der richtigen Entscheidung der Genossen auf dem Gefechtsstand. Er drosselt die Maschine auf die befohlene Geschwindigkeit, um eine maximale Flugdauer herauszuholen.

Auch auf einem anderen Flugplatz der DDR ist eine Landung infolge des starken Bodennebels nicht möglich. Die Genossen des Gefechtsstandes haben deshalb Verbindung mit einem polnischen Flugplatz aufgenommen. Sie erwarten jede Minute Mitteilung über die Aufnahmebereitschaft. Sie wissen, jede Minute zählt.

Währenddessen zieht der Flugzeugführer, der davon noch nichts weiß, mit seiner Maschine am Nachthimmel Runde um Runde. Wenn er früher manchmal drei, vier Minuten in der Wartezone bleiben mußte, schien ihm das bereits eine Ewigkeit. Jetzt kreist er schon über 15 Minuten. Und noch kein neuer Befehl.

Der Blick des Leutnants schweift über die Instrumente, er heftet sich immer wieder auf den Kraftstoffmesser. Noch reicht der Kraftstoff. Aber der Uhrzeiger ist unbarmherzig.

Über 20 Minuten sind vergangen, als sich der Gefechtsstand meldet: „Jupiter 36! Landung auf Ausweichplatz . . .!"

Es ist ein Platz in der befreundeten Volksrepublik Polen. Genosse Blechschmidt kennt ihn vom Studium der Karte her. Aber das erstemal bei Nacht und Nebel auf einem fremden Platz landen? Das ist nicht leicht. Doch der Flugzeugführer atmet erleichtert auf, denn jetzt ist das nervenzerreißende Warten vorbei, jetzt kann er wieder handeln.

„Jupiter 36! Ihr Kurs 60, Höhe 8000, Geschwindigkeit 600!" Es folgen Entfernung und Flugzeit. Leutnant Blechschmidt quittiert, nimmt das befohlene Regime ein und fliegt den Ausweichplatz an.

Nach Aufnahme der Verbindung mit der polnischen Bodenstation erhält er Landeerlaubnis. Doch je tiefer er hinuntergeht, desto schlechter wird die Sicht. Auch hier Bodennebel. Er kann den Anfang der Landebahn nicht erkennen. Er startet noch einmal durch und dreht eine Platzrunde. Die Genossen des Funkmeßlandesystems geben ihm genaue Werte durch. Die Maschine schwebt ein, setzt auf, rollt aus. Die Landung ist geglückt.

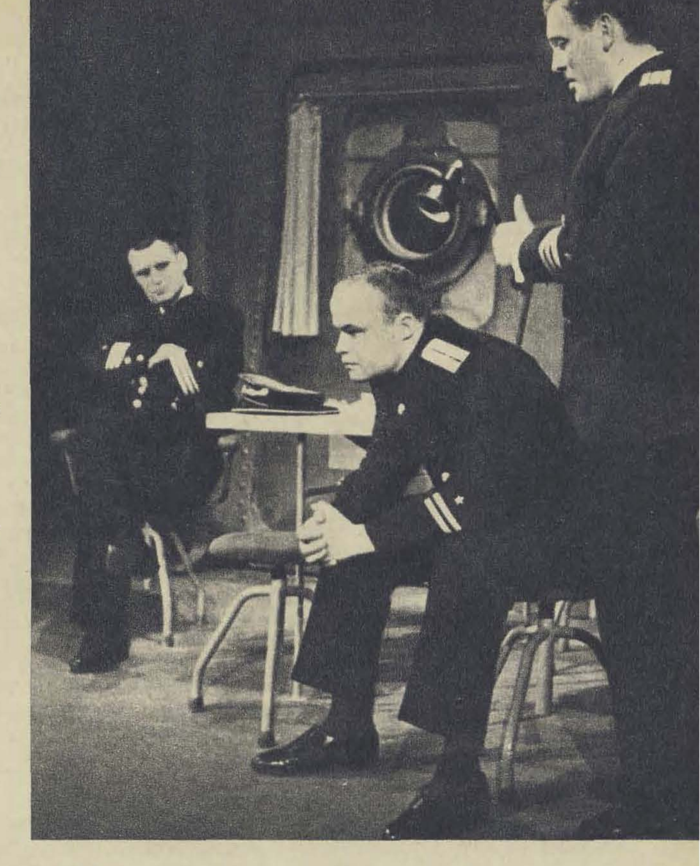
Leutnant Blechschmidt schiebt das Kabinendach zurück und steigt aus. Aufgeregt rennen die polnischen Genossen seiner Maschine entgegen. Sie wissen: Wer bei diesem Nebel landet, muß ein alter, erfahrener „Hase" sein. Sie hätten darum gewettet. Doch da steht ihnen ein junger Leutnant von 23 Jahren gegenüber. „Alle Achtung! Das ist ein Kerl!" Herzlich schütteln sie ihm die Hand. Es dauert nur Minuten, dann ist auch ihr Flugplatz in dichten Nebel gehüllt.

Lange sitzt Genosse Blechschmidt mit den polnischen Flugzeugführern zusammen. Es wird ein unvorhergesehenes Treffen der Waffenbrüderschaft. Die polnischen Genossen sind auf den nächtlichen Besuch nicht vorbereitet. Aber sie wollen ihren Gast gut bewirten. Schnell trommeln sie ihren Koch aus dem Bett, der das Beste auffährt, was seine Küche auf die Schnelle bieten kann.

Am nächsten Morgen bringen ihm die Genossen Bücher in deutscher Sprache, stecken ihm kleine Geschenke zu, auch für seine Frau und seine Tochter.

Bevor Leutnant Blechschmidt wieder zu seinem Heimatflugplatz zurückfliegt, überreicht ihm der Kommandeur der polnischen Jagdfliegereinheit die Klassifizierungsspange eines Flugzeugführers 1. Klasse. „Wschystkjego najlepstego! — Alles Gute!" wünscht er zum Abschied.

Platonow (Harald Warmbrunn, rechts) hält es für richtig, ein seinem Radaroffizier (Volkmar Kleinert, Mitte) drohendes Disziplinarverfahren abzuwenden, obwohl das strafbar ist. Kukiln (Horst Junghänel, links) jedoch meldet – streng die militärischen Vorschriften einhaltend – den Vorfall nach Moskau.



Matrosen der sowjetischen Fernostflotte im Mittelpunkt einer dramatischen Erzählung von Alexander Stein, aufgeführt am Karl-Marx-Städter Schauspielhaus

»Ozean«

Brief des Schriftstellers Rainer Kerndl an zwei alte Kumpels in der Volksmarine

Lieber Otto, lieber „Quitte",
zwar ist's schon eine Ewigkeit her, daß wir voneinander gehört haben, trotzdem nehme ich jetzt den Anlaß, einmal zu schreiben ...
Welchen Anlaß? Ihr als Kommandanten je eines Schiffes der Volksmarine, ich als Theaterhase, was könnte's da für gemeinsame Anlässe geben, mögt Ihr fragen? Doch, denn ich dachte jüngst, als ich im Karl-Marx-Städter Schauspielhaus das Schauspiel „Ozean" sah, mehr als einmal an Euch beide: Offiziere einer sozialistischen Flotte wie die Helden dieses Stückes, und, ich wette, auch vielen der dort abgehandelten Probleme und daraus ergehenden Konflikte recht vertraut. Ich will Euch einiges davon erzählen ...
„Ozean" ist ein neues Stück nicht nur dem Datum seiner Entstehungszeit nach. Es ist ein neues Stück vor allem deshalb, weil darin wirklich neue Probleme im Sozialismus lebender Menschen auf neue, sehr ehrliche Art und mit sehr unkonventionellen Theatermitteln abgehandelt werden. Ihr wißt selbst, was die Leute an einem Buch oder im Theater heute aufregt, ist die Darstellung von Fragen und Problemen, die sie selbst bewegen. Da muß es gar nicht unbedingt einen absoluten Bösewicht, keinen Unverbesserlichen, keinen Agenten geben – und auch keinen unfehlbaren Paradehelden, mit dem sich sowieso niemand zu identifizieren bereit ist – weil er eben nicht stimmt, mißt man ihn an den Realitäten des Lebens.
„Ozean" hat keine solcher Retortefiguren. Es hat eine Fülle hochinteressanter Menschen, und die sind interessant, weil sie Probleme haben und weil sie – und zwar jeder auf seine Weise, und das ist das Interessante! – mit diesen Problemen fertig zu werden suchen (oder auch, der eine oder andere, sich gleichgültig dreinschicken).

Und es spielt unter Offizieren der sowjetischen Fernostflotte, eigentlich sogar nur auf einem Schiff, das zu einer großen Fahrt ausgelaufen ist, dessen Offiziere aber noch einmal die Geschichte an sich vorüberziehen lassen, die sich wenige Tage vor Auslaufen zwischen ihnen zugetragen hat, wo eine langjährige Freundschaft zu zerbrechen drohte und eine andere Freundschaft sich auflöste, weil sie keine war...
Platonow, der Kommandant des Schiffes, hat seinen Freund und ehemaligen Mitschüler Tschasownikow von der Demobilisierungsliste gestrichen. Tschasownikow, ein grundehrlicher, gleichzeitig aber noch sehr unfertiger Bursche, hat über dem „eintönig"-gleichförmigen Dienstbetrieb seine ganzen Ideale von einst vergessen — um sich als junger Kommunist bewähren zu können, glaubt er, der Einsatz in der sibirischen Taiga, bei der Neulandgewinnung etwa, stünde ihm weit eher an. Wohlgemerkt, Tschasownikow ist kein Nichtsnutz, kein fauler Bruder, der ein möglichst bequemes Leben möchte, er sucht die Bewährung, die Wahrheit der kommunistischen Gegenwart — aber er will sie eben nicht geschenkt, will sie nicht hinnehmen, weil er zufällig in sie hineingeboren ist. Er will sie erkämpfen, ganz für sich selbst. Das meint er im Flottendienst nicht zu können. Von der Regelmäßigkeit des militärischen Lebens im Frieden fühlt er sich eingeengt. Seine ehrlich gemeinten Sehnsüchte kann er hier nicht erfüllen. Platonow aber läßt ihn nicht weg: „Er braucht die Flotte!" sagt er und streicht ihn von der Demobilisierungsliste.
Da betrinkt sich Tschasownikow, rempelt vorsätzlich eine Streife an, läßt sich festnehmen — um über den „Krawall", also über das Strafverfahren aus der Flotte zu kommen. Platonow aber unterschlägt die Weiterleitung des Vorfalles. Er will kein Verfahren für Tschasownikow. Er will dessen menschliche Bewährung in der Pflichterfüllung des Dienstes.
Das ist die Ausgangsposition des Stückes, daraus resultieren die Konflikte aller in die Angelegenheit verwickelten, hier entstehen für alle die Notwendigkeiten, sich zu entscheiden — und Stein, der Autor, macht sehr bald deutlich, daß er keine schematischen Entscheidungen für das Dienstreglement will, sondern echt kommunistische Verhaltensweisen von Männern, die im militärischen Dienst stehen.
Wie ist dieser Kommandant Platonow, der sich über eine Dienstvorschrift hinwegsetzt, um einem Kameraden zum richtigen Weg zu helfen, zur richtigen Einsicht? Er ist ein gewissenhafter Offizier, und allein in einer Szene — mit dem Flottillenchef — wird schon deutlich genug, daß Platonow ganz und gar nicht leichtfertig mit Befehlen und Vorschriften umgeht: Als der zu ihm an Bord gekommene Flottillenchef Sub mit schöner Selbstverständlichkeit annimmt, nach Abschluß des dienstlichen Gesprächs müßte ihm Platonow einen Wodka offerieren, nimmt jener Haltung an und verweist auf den Befehl „Kein Alkohol an Bord!" (Was den Flottillenchef zumindest leicht verwundert, denn er ist als ein Offizier gezeichnet, der's mit Vorschriften nicht so genau nimmt — immer vorausgesetzt freilich, er hat keinen persönlichen Ärger dabei. Sub ist auch bereit, Platonows Vorgehen in der Angelegenheit Tschasownikow zu billigen — nachdem er Platonow ins Kreuzverhör genommen und erkannt hat, daß eigentlich nichts herauskommen kann, und wenn, dann wird's ihn nicht kratzen, denn die Verantwortung trüge Platonow allein. Ich halte diese Figur ebenfalls für sehr wichtig. An ihr wird gezeigt, wie Menschen während der Periode des Dogmatismus sich zu verhalten an-

Tschasownikow: Ein denkender Mensch kann nicht töten.
Platonow: Und was war Lenin?
Tschasownikow: Lenin!
Platonow: Er schenkte kleinen Kindern Bonbons!
Das ist wohl dein Lenin? Meiner ist anders.
Meiner hat solche wie dich ... wenn ich sage
verachtet, ist das sehr gelinde. Dsershinski
schrieb wie du Gedichte. Außerdem unterschrieb
er Todesurteile, weil es sein mußte — weil es
sein muß — diene du der Flotte ... Ein denken-
der Mensch kann nicht töten? Aber ein Arbeiter
wohl? Du wirst Verse schreiben, und andere
werden statt deiner schießen? Du Poet! Ein
denkender Mensch kann nicht töten? Aber ihn
kann man ruhig töten, wie? Nein Kostik, unser
Dienst ist notwendig. Wir wissen, daß weder
Panzer, noch Raketen, noch die Kriegsflotte zum
Einsatz kommen werden. Und doch harren wir
aus ... bis ... man uns verschrottet. Das fordert
die Partei von uns. Warum schweigst du?
Tschasownikow: Ich bin parteilos.
Platonow: Was heißt parteilos? Du bist Komso-
molze. Übrigens bist du siebenundzwanzig und
es wäre Zeit für dich.
Tschasownikow: Ich muß es mir noch überlegen.
Kuklin: Schon wieder was Neues.
Platonow: Du mußt es dir noch überlegen?

Tschasownikow: Ich möchte „Ja" sagen, wenn
ich das „Ja" für richtig halte, und möchte „Nein"
sagen, wenn ich das „Nein" für richtig halte.
Trete ich in die Partei ein, so bin ich gezwungen
„Ja" zu sagen, wenn ich „Nein" sagen möchte,
und „Nein", wenn ich „Ja" sagen möchte.
Kuklin: Ein Aphorismus.
Platonow: Wie ein Kind. „Nimm nicht schwarz,
nimm nicht weiß", sag nicht „Ja", sag nicht
„Nein". Und wer wird von deinem „Ja" und
„Nein" satt? Wem wird davon kalt oder warm?
Setz dich in dein Stübchen, halte dort Selbstge-
spräche und die anderen werden für dich Ent-
scheidungen fällen, werden denken und kämp-
fen! Du überheblicher Kerl!
Tschasownikow: Weshalb überheblich?
Platonow: Man gibt jetzt bei uns allzuoft Spie-
ßerhaftes für Menschliches aus. Stell dir vor, ich
möchte dann „Ja" sagen, wenn die Partei „Ja"
sagt. Und ich sage „Nein", wenn sie „Nein" sagt.
Wie spießig, nicht wahr? Und stell dir vor, ich
kann nichts dagegen machen.
Tschasownikow: Das ist dein Glück.
Platonow: Mein Glück. Und das von vielen Tau-
senden. Und du beleidigst sie. Viele Tausende
haben ihr Leben gelassen. Sie haben dein „Ja"
und „Nein" nicht abgewogen, sie haben ge-
kämpft ...

**Anetschka (Karin Lesch) zu Platonow: Wenn Du wieder irgendwohin gehst, ohne mir einen Ton zu sagen, zu ihr oder nicht zu ihr, so weiß ich, was ich zu tun habe! Jedenfalls hört dein gemütliches Leben bei mir auf.
Du hast eine Provinzlerin genommen, nun ertrag sie auch. Wenn du nicht willst, so geh, woher du kommst. Ich halte dich nicht. Wenn du willst, werde ich Zeitungen lesen. Wenn du willst, werde ich ins Klubhaus der Offiziere gehen. Aber du auch, Sascha! Was stehst du hier noch 'rum? Geh, geh, man wird dich vermissen. Ich bin gut genug, deine Hosen zu bügeln, mich hast du ja nur beim Tanzen geheiratet . . . Geh schon, geh.**



gewöhnt haben: immer nach allen Seiten absichern, dann kann nichts schiefgehen. Daß das jetzt nicht mehr klappt, weil die Menschen plötzlich beginnen, undogmatisch zu reagieren, begreift er nicht — und ist letztlich immer der Blamierte.)
Platonow aber, der hervorragende Offizier, der aus ehrlichster Überzeugung eine Dienstverletzung auf sich nimmt, weil er einen Menschen erziehen will, auch er wird im Laufe des Geschehens „durchleuchtet" — und man begreift, daß auch er gar nicht so einwandfrei handelt. Er will helfen — aber gewissermaßen von der Kommandobrücke aus, also mit Anordnungen. Kann man aber einem andern befehlen, vollkommen zu sein? Platonow ist so in seinen Vorstellungen befangen, daß er nicht mehr sieht, wie weit er sich von natürlich-menschlichen Reaktionen zu entfernen droht — seiner Frau gegenüber verhält er sich, wenn auch nicht absichtlich, nahezu verletzend.

Platonow: *Das ist zum Verrücktwerden! Zeitungen rührst du kaum an. Ins Klubhaus gehst du nicht. Beschäftigst dich mit Kinderkrankheiten, klatschst mit den Nachbarn . . . Was ist bloß aus dir geworden?*

Anetschka: *Und was ist aus dir geworden?* (Tschasownikow kommt hinzu, greift in die Auseinandersetzung ein.)

Tschasownikow: *Stören Sie ihn nicht, Anetschka. Stören Sie ihn nicht mit Ihren Kinderkrankheiten! Er steht über diesen Dingen. Er steht auf der Kommandobrücke. Er sieht weiter als wir. Er sieht den Komunismus. Ein positiver Held wie er leibt und lebt . . .*

Ich bedaure, nur ein paar Sätze zitieren zu können. Doch Ihr könnt mir glauben, daß es von aufregenden Gesprächen und Auseinandersetzungen wimmelt in diesem Stück.
Da ist noch ein junger Offizier, Kuklin. Er sitzt von Anfang an in einem Moskauer Stab. Zu jeder Gelegenheit hat er die passenden Redensarten im Munde, und sie sind sehr parteilich, und erst spät erkennt man sein wahres Gesicht: Das eines Burschen, der den Offiziersberuf als eine Art Strickleiter benutzt, mit der man sich durchs Leben hangeln kann.
Es wäre noch viel zu sagen, aber alles das kann freilich nicht das Erleben des Stückes selbst ersetzen. Wie gesagt, ich dachte dabei oft an Euch. Ich bin überzeugt, daß Ihr noch viel, viel mehr Anlaß zu Vergleichen gefunden hättet und — was ja der Sinn der sozialistischen Kunst ist — Anlaß, Euch selbst und Eure Arbeit zu überprüfen. „Ozean" ist ein ausgezeichnetes Stück.
. . . So, aber bei all der Vorführung „negativer" Verhaltensweisen? Bei all den „Macken", mit denen die Figuren irgendwo, irgendwie behaftet sind? höre ich Euch fragen.
Eines möchte ich betonen — und das ist eben auch das Neue, Wesentliche an diesem Stück: Diese Menschen sind nur zu bewerten als Menschen einer neuen Gesellschaft. Sie sind echte Sowjetbürger und allesamt bestimmt von einem neuen Zukunftsgefühl. Würde man sie zum Beispiel gedanklich in den militärischen Ernstfall versetzen, wüßte man, sie wären — einer wie der andere — Kämpfer, auf die sich die kommunistische Heimat verlassen kann. Also: Nur von dieser parteilichen Warte sind sie zu beurteilen — wie sie der Autor aus parteilicher Sicht gestaltet hat: als Kämpfer, die, bewußt im Kommunismus lebend, anders werden, als Kommunisten.

Euer Rainer Kerndl



Für 80 Mark nur halbe Leistung?

So einfach ist das:

Man nehme das Fragezeichen hinter der Titelfrage weg, vertausche es gegen ein dikkes Ausrufezeichen und – schwuppdiwupp – schon hat man die ersten Antworten!

Sie fragen, wer so denkt?

Tut mir furchtbar leid, ich muß Sie enttäuschen. Entgegen allen Umfragetraditionen weiß ich diesmal weder Namen noch Dienstgrad noch Vornamen noch Alter noch sonst etwas zu nennen. Ich weiß nur, daß es solche Leute (mit solchen Ansichten) gibt und kann Sie bestenfalls an zwei Mittelsmänner verweisen: Die Unteroffiziere Ernst Eichstädt (20) und Dieter Ziehe (20). Beide wissen nämlich von solcherart Beispielen zu berichten; außerdem waren sie es, die mich eigentlich erst auf die Idee zu dieser aktuellen Umfrage brachten.
– Dankeschön! –
So ging ich denn mit besagter Frage hausieren, hierhin und dorthin.
Für 80 Mark nur halbe Leistung?
„Naja", wiegt der Werkzeugmacher Bernd Kaiser (23) nachdenklich den Kopf, „so genau möchte ich mich da nicht festlegen." Diplomatisch versucht sich Hans-Gerd Zimmermann (22), Angestellter, aus der Affäre zu ziehen. „Man wird sehen", meint er mit süß-saurem Lächeln.
„Ehrlich gesagt, mir paßt's ja auch nicht, daß ich jetzt wahrscheinlich dran bin und eingezogen werde", gesteht der Verkäufer Lutz Norbige (23). „Aber wenn ich mal was anpacke, und sei es gezwungenermaßen, dann bringe ich's einfach nicht übers Herz, zu pfuschen. Ich schätze, so wird's auch in der Armee werden."

„. . . ist bei mir der Bart ab!"

Demgegenüber meldet der Gleisbauarbeiter Günter Friedel (24) ein hartes Contra an: „Wenn ich gehen muß, ist bei mir der Bart ab – für 80 Mark wird so wenig wie möglich gemacht!"

Gregor Woite (23), Traktorist, haut in eben dieselbe Kerbe. „Ich bin nicht zum Soldaten geboren", meint er, „und habe auch keine Lust, einer zu werden. An dem ‚Muß' der Wehrpflicht kann ich zwar nichts ändern, aber viel Freude wird die Armee nicht an mir haben."
„Keine Angst, das ändert sich mit der Zeit", bemerkt Unterfeldwebel Siegmar Schulz (22), verrät uns allerdings nicht, wie wir diese These aufzufassen haben.
Dafür berichtet Kanonier Roland Kruse (25), wie es ihm erging: „Mit Hosiannarufen bin ich dem Einberufungsbefehl weiß Gott nicht gefolgt. Im Gegenteil. Aber wenn man erstmal ein paar Wochen dabei ist und sich eingelebt hat, sieht alles nur noch halb so schlimm aus. Dadurch, daß viel Neues auf einen einstürmt, wird man – weil ja doch jeder irgendwie neugierig und auch technisch interessiert ist – unwillkürlich gelöster; man überwindet manche Hemmungen und etliche Ressentiments, vergißt den Trennungsschmerz von der Familie und hat letzten Endes sein altes Gleichgewicht bald wiedergefunden."

Überraschungen am laufenden Band

Ausgehend davon, daß

der Schlosser Dieter Kuhnert (21) auf seinen aktiven Wehrdienst schon gespannt wie ein Flitzebogen ist,

und

der Landwirt Werner Kroll (23) kaum Vorstellungen vom Soldatenleben in der Nationalen Volksarmee hat,

und

der Putzer Horst Tötterle (24) an dem sozialistischen Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten zweifelt,

ausgehend davon also, bat ich sechs wehrpflichtige Genossen, doch einmal zu erzählen, worin für sie die größte Überraschung in der Nationalen Volksarmee bestand.

Hier ihre Antworten:

Soldat Joachim Thorenz (22) – „Die größte Überraschung war für mich, daß das Leben in der Kaserne nicht so erdrückend bzw. nicht so ist, wie es die alten Jahrgänge von der braunen Zeit her kennen und es uns erzählten. Ich kann mich nicht über die Offiziere beschweren. Sie sind immer freundlich und hören sich auch gern unsere Sorgen und Nöte an."

Kanonier Frank Meyer (21) – „Ich war sehr überrascht, daß jede Einheit einen Klubraum hat. Unser Klub ist sehr schön ausgestaltet. Seit November 1962 bin ich Richtschütze. Die gewaltige Kraft der Kanone habe ich erst richtig beim ersten scharfen Schuß gespürt; seitdem schätze ich sie noch mehr."

Soldat Heinz Apitz (22) – „Überraschend war für mich die humane Behandlung und das gute Essen in unserer Einheit."

Kanonier Karl-Heinz Drechsler (21) – „Ich war von dem guten Empfang überrascht; weiter davon, daß ich mit verschiedenen Jugendlichen meines Dorfes in eine Batterie kam."

Soldat Hans-Joachim Lau (21) – „Meine größte Überraschung war die neue Kampftechnik, die es hier gibt. Im zivilen Leben war mir davon wenig bekannt."

Soldat Wolf-Rüdiger Thor (20) – „Ich war sehr überrascht, daß man mit den Vorgesetzten sprechen kann, wenn man ein Anliegen hat."

Das dazu.

Sicherlich sind die hier geäußerten „Überraschungsantworten" für manchen Jugendlichen außerhalb der Nationalen Volksarmee wirklich überraschend. Zumal alle sechs Genossen nicht verhehlen, daß sie ihren Wehrdienst mit „gemischten Gefühlen" oder sogar mit einer „gewissen Mißstimmung" angetreten haben.

„Alles kalter Kaffee", winkt der Dekorateur Harry Arona (21) verächtlich ab: „Ist doch überall dasselbe – die Offiziere befehlen und der Soldat muß gehorchen."

Das hieße also, was die Nationale Volksarmee im Vergleich zu jeder x-beliebigen anderen Armee der Welt betrifft:

Besondere Kennzeichen – keine?

„Eins ist klar", meint Gefreiter Werner Schiebler (20), „daß beim Militär das Befehlsprinzip bestimmend ist. Trotzdem gibt es dabei himmelweite Unterschiede. Denn schließlich hängt es immer vom Charakter der Armee ab, wer die Befehle gibt und ob es gute oder schlechte Befehle sind, die der Soldat bekommt und ausführen muß."

Und wer gibt bei uns die Befehle?



Gedanken zu einem Foto

Soldat Peter Matzke (22): „Alles schreit nach Ausgang, Urlaub. Mehr davon wird aber nur der bekommen, der vorbildlich seinen Dienst versieht. Tut er's nicht, dann wird er sein Mädchen wahrscheinlich öfter allein lassen müssen als unbedingt notwendig. Die steinerne Eva im Paradies kann IHR da auch nicht helfen . . ."

Die Antwort ist in dem Diskussionsbeitrag von Admiral Waldemar Verner zum VI. Parteitag der SED enthalten, wo er davon spricht, daß 96.3% aller Offiziere und 43,4% der Unteroffiziere „Mitglieder des bewußten und organisierten Vortrupps der deutschen Arbeiterklasse" sind.
Dieses „besondere Kennzeichen" haben sogar unsere Gegner erkannt, wenn sie uns treffend die „Ulbricht-Armee" nennen.
„Jawohl", erklärt Admiral Verner dazu, „wir verhehlen es nicht, wir Mitglieder der Partei in der Nationalen Volksarmee, ob wir seit Jahrzehnten oder erst seit wenigen Jahren in ihren Reihen stehen, streben danach, so treue Söhne der Arbeiterklasse zu sein, so feste Freunde der großen Sowjetunion und so glühende Internationalisten zu sein, unsere Nation so zu lieben und den Imperialismus so zu hassen wie unser verehrtes Vorbild Walter Ulbricht."

Nach 18 Monaten . . .

Weil eben bei uns der Soldat keiner fremden Sache dient, sondern seiner ureigensten, deshalb sollte er – wie Unterfeldwebel Günter Seegert (20) betont – seine militärischen Pflichten immer vorbildlich erfüllen, damit er am Ende seiner 18 Monate reinen Gewissens sagen kann: „Ich habe meine ganze Kraft und mein ganzes Können zum Schutze unserer sozialistischen Heimat eingesetzt!"
„Es ist einfach unmoralisch, den Wehrdienst nur mit ‚halber Kraft' fahren zu wollen", argumentiert Funker Fritz Kern (25). „Wer besser und in Frieden leben will", ergänzt ihn Obermatrose Reinhard Schade (22), „der darf nicht abseits stehen und schmollen, sondern muß selbst mit Hand anlegen – gleich, ob in der Produktion oder bei der Erhöhung der Gefechtsbereitschaft im militärischen Schutzorgan unserer Republik."
Bitte, wie stehen Sie dazu – Sie, die Sie in diesen Tagen Ihren Wehrdienst antreten?
„Bei Leuna habe ich meine Arbeit gemacht und mir nie was nachsagen lassen. In der Armee will ich es ebenso halten", antwortet der Chemiefacharbeiter Rolf Edelhagen (23). „Heute, wo wir Arbeiter unser Schicksal selbst entscheiden, muß man überall seine Pflicht tun, auch als Soldat in der Volksarmee", stimmt ihm Heinz Kraatz (24), Maschinenschlosser, zu. Deshalb stellt sich Erhard Weißig (20), Genossenschaftsbauer, das Ziel, durch gute Leistungen möglichst bald die Schützenschnur zu erwerben, während der Bohrer Kurt Nahs (18) es bis zum Stabsgefreiten bringen möchte und der Revolverdreher Ernst Höhn (23) sich für die Dienstlaufbahn eines Soldaten auf Zeit bei der Panzertruppe interessiert.

Der goldene Mittelweg – das einzig Richtige?

„Für mich gibt's nur eins: Um keinen Preis irgendwie auffallen!", versichert der Bauarbeiter Werner Hartert (21), wobei er sich auf einen „guten" Ratschlag seines Poliers beruft: „‚Strengst du dich über die Maßen an', sagte er mir, ‚wirst du von deinen Kameraden schief angesehen und bist als Streber verschrien. Tanzt du zu sehr aus der Reihe, hast du Ärger mit den Vorgesetzten und bist bei ihnen unten durch.' Ich glaube, der goldene Mittelweg ist das einzig Richtige."
„Irrtum", korrigiert Flieger Günther Schulz (22), „der Polier, der diesen Rat gegeben hat, versteht nicht, worum es überhaupt geht."
„Die Tendenz, in der Mitte zu marschieren", antwortet Unteroffizier Eberhard Braun (19), „war früher vielleicht verständlich. Deshalb, weil sie aus einer gewissen Abwehrstellung des Rekruten zu seinem Zwangsdienst in der bürgerlichen Armee geboren war. In unserer Volksarmee gibt es keine Klassenunterschiede. Der Soldat, der Unteroffizier, der Offizier und der General, alle dienen sie der gleichen Sache. Unter diesen Umständen kann es niemals richtig sein, nur als Mitläufer zu fungieren und keine eigene Initiative zu ergreifen."
Oberleutnant Heinz Lötzsch (28) bringt das auf den einfachen und treffenden Nenner: „Wer hier nicht seine ganze Kraft einsetzt, der arbeitet gegen sich selbst!"
Der umfassende Aufbau des Sozialismus in unserer Republik dient und nützt jedem Bürger, bereichert sein und unser aller Leben. Und so wie es eine logische Schlußfolgerung ist, daß jeder sein Scherflein dazu beitragen muß, um in der Produktion materielle Werte zu schaffen und die Arbeitsproduktivität zu erhöhen, so ergibt sich mit ebensolcher Konsequenz, daß jeder aktiv mithelfen muß, unseren Weg nach vorn zu schützen und zu verteidigen – und zwar dergestalt, daß er sein Bestes gibt, um ein guter und vorbildlicher Soldat zu werden.
„Wer nur zusieht, erwartet vergebens, daß Frieden wird", schrieb einst Heinrich Heine. Beherzigen wir seine Worte – schauen wir nicht teilnahmslos zu, marschieren wir nicht saft- und kraftlos in der Mitte, sondern vorn, an der Spitze, bei den Besten, oder besser noch: Reißen wir unseren Nebenmann mit, auf daß alle vorn, ganz vorn marschieren, dort, wo die Entscheidungen unserer Zeit fallen . . .

Ihr

Karl Heinz Freitag

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Kreiskolbenmotor aus Polen

Der Warschauer Schlosser Jeraj Dziumal erhielt auf einen von ihm konstruierten Kreiskolbenmotor das Patent. Wie Versuche ergaben, soll der Motor bei geringerem Kraftstoffverbrauch eine höhere Literleistung als herkömmliche Motoren haben.

Es geht auch ohne Fallschirm

In der UdSSR wurde ein Verfahren entwickelt, Lasten ohne Fallschirm abzuwerfen. Dazu wird eine von Ingenieur N. Antruschin konstruierte pneumatische Gummihülle benutzt, mit deren Hilfe Gegenstände bis zu 1000 kg Masse abgeworfen werden können. Vier luftgefüllte Ringe stützen die Hülle, die gänzlich mit einem Netz bezogen ist. Diese „Verpackung" ist schwimmfähig und hält in ihrem Innern eine konstante Temperatur bis zu 10 Stunden. Bei Versuchen wurden lebende Tiere sowie Glasgegenstände abgeworfen, die sicher und unversehrt am Boden ankamen.

Plaste-Feldflasche

Einer Meldung der Zeitschrift „militärtechnik" zufolge sind für die Nationale Volksarmee Feldflaschen aus Polyäthylen entwickelt worden. Diese neuartigen Feldflaschen werden in Zukunft die alten Aluminiumflaschen aus der Ausrüstung verdrängen. Die Vorteile der neuen Feldflaschen liegen in der geringen Masse, der flachen Form und besonders in der hohen Wärmeisolation (langes Warmhalten der Getränke). Weiterhin sind die völlige Giftfreiheit des Plaststoffes und die Entgiftungsbeständigkeit des Bezuges zu nennen.



Das »vollkommenste Mordwerkzeug«

Eine besondere militärtechnische „Sensation" wußte das „Zauch-Belziger Kreisblatt" vor nunmehr 105 Jahren den sich mit Wonne gruselnden Kleinbürgern anzukündigen. In seiner Ausgabe vom 14. August 1858 schrieb das Blatt:

„Von den englischen Militairbehörden wird jetzt eine von Terry in Birmingham erfundene Büchse untersucht, die ganz Erstaunliches leisten soll und somit das vollkommenste Mordwerkzeug für den Krieg wäre. Capitain Hewlett vom „Excellent" (ein Linienschiff in Portsmouth, das lediglich zu Schießübungen bestimmt ist) giebt dieser Büchse das Zeugniß, daß sie auf 7–800 Yards) sicherer als jede ihm bekannte Büchse treffe, daß aus ihr 1800 Schüsse in verschiedenen Entfernungen mit früher nie erzielter Genauigkeit abgefeuert wurden, ohne daß sie geputzt worden wäre . . ."*

Wie sich hieraus erkennen läßt, neigte schon damals die bürgerliche Presse zu gewissen Übertreibungen. Denn bei der beschriebenen Büchse handelte es sich lediglich um eines der vielen Modelle von umgebauten Vorderladern mit Perkussionsschloß und gezogenem Lauf (siehe Bild), die nach der Erfindung des Zündnadelgewehres zu Hinterladern umkonstruiert wurden. Zu diesem Zweck schnitt man den Gewehrlauf hinten ab und schraubte dafür ein Gehäuse mit Zylinder- oder Kammerverschluß an. In den Armeen wurden diese veränderten Waffen jedoch nur zum Teil eingeführt, weil sie trotz des Umbaus den neuen Gewehren unterlegen waren.

Bedauerlich, daß es den Redakteuren des genannten Blattes nicht vergönnt war, die militärtechnische Entwicklung der Gegenwart zu erleben. Vielleicht würden sie heutzutage unter der Überschrift „Das vollkommenste Mordwerkzeug" eine Notiz veröffentlichen:

„Von den amerikanischen Militairbehörden wird jetzt eine interkontinentale Rakete untersucht, die hin und wieder die vorausberechnete Bahn einhält, ohne daß sie geputzt worden wäre . . ."

B-t



*) 1 Yard = 0.914 m

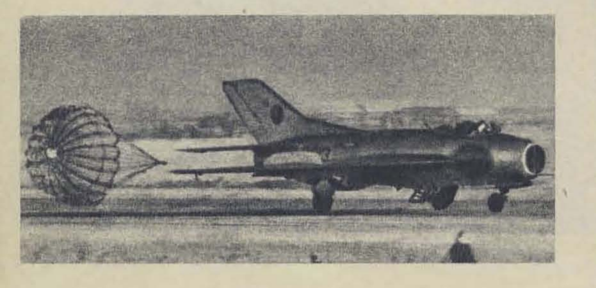


»Chieftain«

England hat in letzter Zeit mehrere Neukonstruktionen von Panzern herausgebracht. Neben einem Schützenpanzer, einer SFL, einem Pionier- und Küstenbergepanzer wird vor allem über den Kampfpanzer „Chieftain" berichtet. Als besonders interessant wird die niedrige Form (der Fahrer liegt auf dem Rücken und beobachtet durch Winkelspiegel) der Wanne und des Turmes bezeichnet. Der Panzer hat sechs Laufrollen, die durch eine Panzerschürze halb verdeckt sind, eine 120-mm-KWK mit schmaler Blende (ähnlich T-54) und eine Masse von 45 t.

Britische Kanonen für »deutschen Standardpanzer«

1500 Kampfwagen-Kanonen vom Kaliber 105 mm zur Ausrüstung ihres „deutschen Standardpanzers" und 450 000 Schuß Munition will die westdeutsche Regierung von England kaufen. Die Kosten betragen rund 265 Mill. Westmark. Mit dem Ankauf der Kanonen soll auch die Entscheidung über den Bau des Panzers endgültig getroffen worden sein.



Bewährung für Bremsfallschirm

Die vergangenen strengen Wintermonate stellten die Bremsfallschirme der Strahljagdflugzeuge auf eine harte Probe. Bei der Landung auf der vereisten Piste (das Bild zeigt ein Flugzeug der tschechoslowakischen Luftstreitkräfte) leisteten die Bremsfallschirme hervorragende Dienste. Trotz schwerer Witterungsunbilden waren die Geschwader stets einsatzbereit.

Buchecke

Das Geschenk der Brigade

... den Ausweis bitte — passieren! Uaaahh, wenig los heute. Und diese Hitze! Ja, vor ein paar Monaten war's besser. Gegen Kälte ist noch was zu machen. Da gab's doch die kleinen Taschenflaschen. Vom VEB Spiritus Adlershof, versteht sich. Aber jetzt? Ob ich nicht den Stahlhelm ein wenig absetze?

Sieh' an, da kommt ja die Kleine von gestern abend: Hallo, Süße, wie wär's mit morgen ... keine Zeit? Schade! Uaaah, bin ich müde. Kein Wunder ...

Werde mich ein bißchen anlehnen — aahh — so ist's schön ...

Aufstehen! — Au Backe, bin wohl eingeschlafen. Und jetzt der OvD!

Aufwachen, Junge, in zwei Stunden geht dein Zug!

Ein Glück, hab alles nur geträumt: Nicht der OvD, mein Vater hat mich geweckt. Denn heute beginnt ja mein Wehrdienst bei den Mot.-Schützen. Und übrigens — was ich da geträumt habe, das kann mir überhaupt nicht passieren! Ich bekam nämlich das Handbuch für Mot.-Schützen. Von meiner Brigade. Zum Abschied. Jetzt denkt aber nicht, das neue Handbuch ist so eine Art verkappte Wachvorschrift. Weit gefehlt! Ich glaube, fast alles, was der Mot.-Schütze wissen muß, ist dort drin zu finden. Und das ist heute sehr viel — mehr noch als vor ein paar Jahren. Denkt bloß an die modernen automatischen Waffen, an die hochbeweglichen Transportmittel und Gefechtsfahrzeuge, denkt an die Nachrichtengeräte, aber auch an die komplizierte Taktik unter den modernen Bedingungen.

Und die Ausrüstung? Ihr könnt sicher sein, daß wir sie genau so sicher beherrschen und gründlich pflegen lernen wie unsere Waffen. Dabei ist sie gewiß umfangreicher und vielseitiger als früher. So verlangt allein die Schutzausrüstung allerhand Kenntnisse und Fertigkeiten.

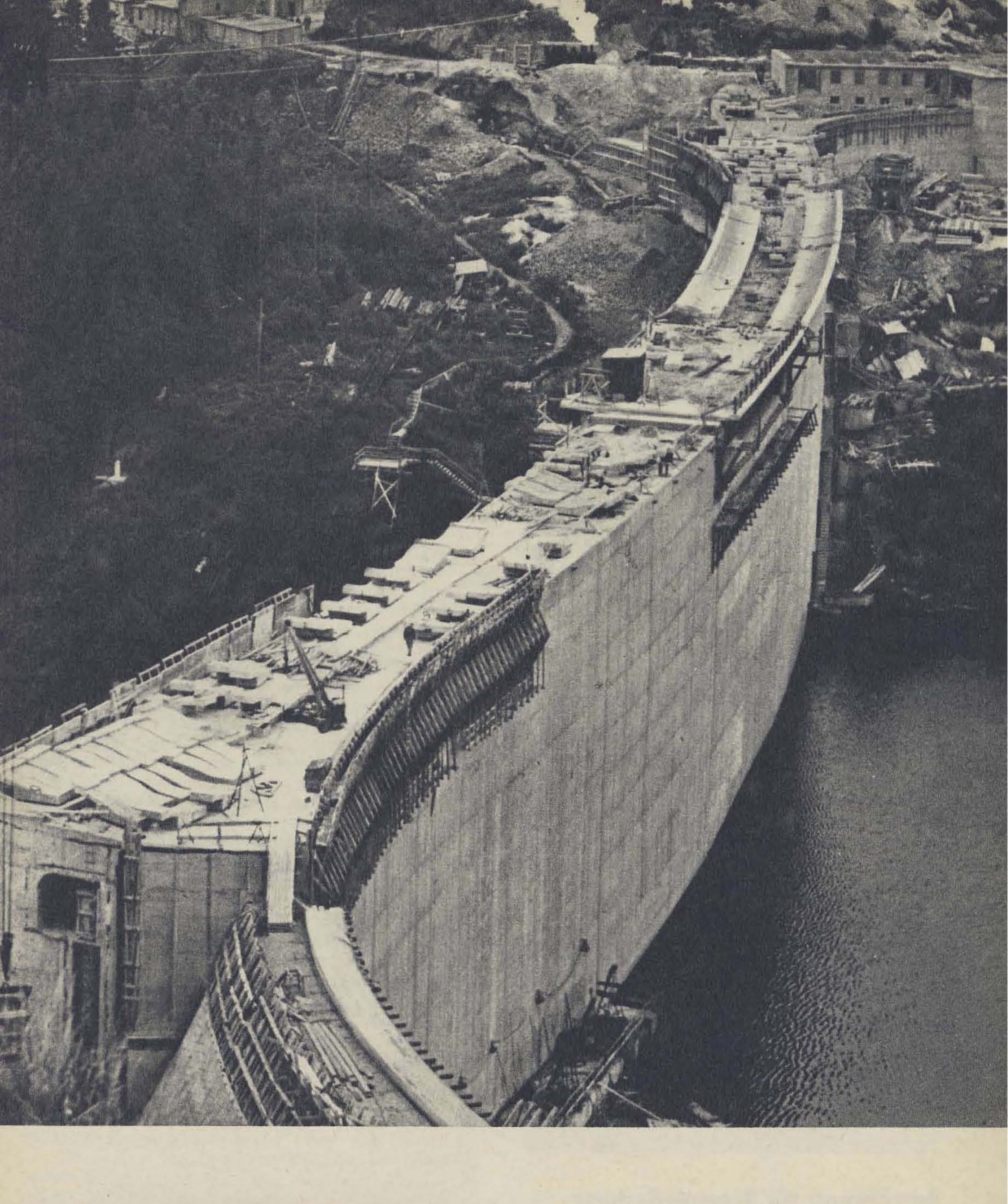
Ja, und meint Ihr, wenn ich zu den Mot.-Schützen komme, brauche ich nichts vom Pionierdienst verstehen? Irrtum, die Zeiten der Zeltlager und „Taxiparkplätze" sind vorbei. Jetzt heißt es buddeln, selbst Deckungen für Mensch und Technik bauen — und das muß flott gehen.

Dann heißt es sich auch im Gelände zurechtzufinden — nicht nur am hellichten Tage. Wohin kämen wir wohl ohne eine gehörige Portion Kenntnis der Militärtopographie?

Das alles und noch viel mehr findet Ihr im Handbuch für Mot.-Schützen; folgerichtig und klar gegliedert, wie wir es von einem solchen Nachschlagwerk verlangen. Dazu viele Abbildungen, Tabellen und ... doch halt! Jetzt aber schnell, sonst verpasse ich noch wirklich meinen Zug! Und daß ich ja nicht das Handbuch mitzunehmen vergesse!

F. B.

„Handbuch für Mot.-Schützen", 568 Seiten, 228 Abbildungen, Preis etwa DM 10,–. Erscheint im Deutschen Militärverlag.



DDR UNSER VATERLAND



asser brauchen Industrie, Landwirtschaft und Haushalte wie das liebe Brot, aber es kann auch als Hochwasser beispielsweise verheerenden Schaden anrichten. Obwohl Ihnen das alles nicht neu ist, wird es Sie interessieren ...

... daß die Leuna- und Buna-Werke in jeder Sekunde (!) 12 cbm Wasser brauchen und täglich 10 000 DM zur Wasserreinigung aufwenden;

... daß allein die Zellstoff- und Kunststoffindustrie der Welt in zwei Jahren soviel Wasser schluckt, wie das Kaspische Meer enthält;

... daß ein Mensch täglich 25 Liter Wasser zum Trinken, Waschen, Kochen usw. verbraucht, und in einer Großstadt je Einwohner 100 bis 200 Liter Wasser täglich notwendig sind.

... daß das gesamte Gebiet zwischen Magdeburg und Halle im Regenschatten des Harzes liegt und deshalb an Trinkwassernot leidet;

... daß das Flüßchen Trieb im Vogtland 1956 auf einen Schlag einen Hochwasserschaden von 84 Millionen DM anrichtete.

Zur besseren Wasserversorgung und zum besseren Wasserschutz werden in unserer Republik Talsperren gebaut. Sicherlich haben Sie schon von der neuen Rappbode-Talsperre gehört, aber wußten Sie bereits, daß diese Talsperre ...

... die größte Staumauer Deutschlands mit einer Höhe von 105, einer Fußbreite von 80 und einer Kronenbreite von 12.5 Metern besitzt?

... einen See von 8 Kilometern Länge aufstaut, in dem aber nicht gebadet werden darf, weil sein Wasser der Trinkwasserversorgung dient?

... nur das Kernstück eines gewaltigen Harzprojektes ist, das 6 Talsperren umfaßt, die alle nach 1945 gebaut wurden?

... mit ihren Schwesternsperren 1961 im Harz in den ersten Apriltagen 10 Millionen cbm Schmelzwasser aufgestaut hat und damit die in diesem Gebiet in kapitalistischer Zeit stets eintretende Frühjahrsüberschwemmung verhinderte?

Eine der zahlreichen neuen Talsperren in unserer Republik ist die im Triebetal bei Pöhl. Besonders bemerkenswert an ihr ist ...

... daß sie mit einer Länge von 7 Kilometern, einer maximalen Breite von 2 Kilometern und einer Wasserfläche von 400 ha die viertgrößte Talsperre der DDR ist!

... daß 170 000 cbm Beton für die 57 Meter hohe Staumauer (siehe Bild) nötig waren;

... daß u. a. durch einen Betonmischturm und Kletterschalung alle in den letzten Jahren gewonnenen produktionstechnischen Erfahrungen bei ihrem Bau angewandt wurden;

... daß sie noch in der ersten Hälfte dieses Jahres offiziell eingeweiht wird.

Das kapitalistische Deutschland hat mit dem Wasser Raubbau getrieben und wenig für den Hochwasserschutz getan. Dies kristallisiert sich wie in einem Wassertropfen auch darin ...

... daß im Unstrut-Gebiet in 67 Jahren dreihundertmal Hochwasser eintrat;

... daß im Jahre 1945 nach 100 Jahren kapitalistischer Ordnung 533 Millionen cbm Speicherraum vorhanden waren, es aber heute nach 13 Jahren Existenz der DDR bereits 810 Millionen cbm Speicherraum sind;

... daß die Nazis die Reinigung des Wassers als überflüssige Ausgabe betrachteten und deshalb das Buna-Werk noch heute mehr Schmutzstoffe in die Saale schickt, als die ungereinigten häuslichen Abwässer von Magdeburg, Halle, Leipzig, Dresden, Karl-Marx-Stadt und Görlitz zusammengenommen enthalten;

... daß zur Nutzung der Wässer des Oberharzes bereits seit 1891 Pläne vorlagen, aber erst die Arbeiter-und-Bauern-Macht sie mit dem Rappbode-Talsperren-System verwirklichte.

Die Bonner Regierung trug sogar offenes Banditentum in die Wasserwirtschaft. Dies offenbarte sich darin ...

... daß durch den Bau einer Staustufe im westdeutschen Geesthacht (nur etwa 15 Kilometer von unserer Staatsgrenze entfernt) für 3000 Bauernfamilien in 43 Elbdörfern der DDR eine große Gefahr heraufbeschwört wurde, was unsere Regierung zwang, mit vielen Millionen Mark ein System von Deichen, Schöpf- und Rückstauwerken zu schaffen;

... daß die westdeutschen Behörden sich erst zu Verhandlungen mit den zuständigen Organen der DDR und gemessenem Schadenersatz bequemten, als die Volkskammer in einem Gesetz die Heraufsetzung der Gebühren für zwischen Westdeutschland und Westberlin verkehrende Schiffe ankündigte.

Was dagegen die sozialistische Planwirtschaft vermocht hat, erkennen Sie daran ...

... daß die Zuwachsrate an Speicherraum in den Jahren von 1958 bis 1965 400 Prozent gegenüber dem Zeitraum 1945 bis 1958 beträgt und daß bis Ende 1965 ungefähr eine Milliarde Speicherraum erreicht sein wird;

... daß in den Lagern des Amtes für Wasserwirtschaft für den Hochwasserschutz in diesem Frühjahr zusätzlich zu den in den örtlichen Einrichtungen vorhandenen Materialien u. a. 3 Millionen Sandsäcke, 50 Notstromaggregate bereitgestellt wurden;

... daß erstmalig in der Geschichte unseres Volkes die Wasserbilanz langfristig aufgestellt wurde, die besagt: im Jahre 1980 werden dreimal so viel Wasser wie 1960 gebraucht;

... daß damit 1980 ungefähr 15 Milliarden cbm bereitgestellt werden müssen;

... daß dies, weil in sehr trockenen Jahren im ungünstigsten Fall nur mit einem Wasseraufkommen von sechs Milliarden gerechnet werden darf, genügend Anlagen erfordert, damit das Wasser mehrmals benutzt werden kann.

Sie werden sich, werter Leser, diese Zahlen und Angaben kaum merken können. Aber sicherlich haben die Tatsachen Sie doch überzeugt ...

... daß es notwendig war und ist, bedeutende Mittel für den Talsperrenbau auszugeben;

... daß die Wirkung von Naturkatastrophen bedeutend eingeengt wurde;

... daß auch auf dem Gebiet der Wasserwirtschaft in der DDR mehr getan wird als jemals in einem anderen deutschen Staat. —th

Hugo am Parktor

Zeichnung: Arndt

„Ja, und was machen Sie, Genosse, wenn Ihnen unterwegs der Kondensator am Unterbrecher durchschlägt, und Sie bekommen keinen Zündfunken mehr?“ Lächelnd stellt Hauptmann Dembnicki einigen jungen Kraftfahrern diese problematische Frage. Mit diesem Lächeln im Gesicht ähnelt der Hauptmann, Chef der Kommandantenkompanie in der Dienststelle P., verblüffend dem bekannten Schauspieler Erik S. Klein, wenn der einen Schurken zu spielen hat. Doch das tut der guten Sache, in diesem Falle der Zirkelarbeit keinen Abbruch. Die Zirkelteilnehmer, überwiegend neue Genossen und zugleich noch wenig erfahrene Kraftfahrer, haben sehr schnell begriffen, daß der Kompaniechef ihnen helfen will; daß er versucht, ihnen in kürzester Zeit mehr zu geben, als das Ausbildungsprogramm schlechthin verlangt. Mit seiner Unterstützung hat die FDJ-Leitung Zirkel ins Leben gerufen, in denen die qualifiziertesten Genossen der Kompanie ihre Erfahrungen, ihr technisches Wissen und viele praktische Kniffe an die jungen Kraftfahrer weitergeben, als wirksamen Beitrag zur Erhöhung der Verkehrssicherheit.

„Na, wie ist das nun mit dem Kondensator?“ wiederholt Hauptmann Dembnicki seine Frage. Die Genossen schauen sich immer noch ratlos an. ‚Abschleppen lassen‘, meint schließlich einer, und ein anderer erinnert sich an ein Hausmittel seines Onkels, den defekten Kondensator durch eine rohe Kartoffel zu ersetzen.



„Weit werden Sie aber mit der Kartoffel nicht kommen, falls Sie wirklich eine in der Tasche haben sollten“, sagt daraufhin der Kompaniechef und erläutert nun das Verfahren, wie man den Kondensator behelfsmäßig reparieren kann. „Aufwickeln, ein wenig von der Wicklung abreißen, ein Stück von dem abgerissenen Isolationspapier auf die durchgeschlagene Stelle legen, zusammenwickeln und wieder anschließen. Bis zur nächsten Dienststelle kommen Sie damit ganz bestimmt.“

Munter geht das Gespräch weiter, das ja, streng genommen, zusätzlicher Unterricht ist, aber kaum wie Unterricht empfunden wird.



Eine ganze Menge Fahrzeuge hat Hauptmann Dembnicki täglich im Einsatz. Verständlich, daß unter diesen Umständen in seiner Kompanie die Verkehrserziehung besonders groß geschrieben wird; logisch deshalb auch das Bemühen, auf diesem Gebiet mehr zu tun, als die Dienstvorschrift normalerweise fordert. Darüber hatte sich schon der Politstellvertreter, Leutnant Frackowiak, als er längere Zeit die Kompanie führte, den Kopf zerbrochen. Das war Anfang 1962 gewesen. Die Haare standen ihm damals zu Berge, als er sich die Unfallstatistik des Jahres 1961 besah. Mit der dienstlichen Auswertung war es hier allein nicht getan. Zu dieser Schlußfolgerung kam er gemeinsam mit der Parteileitung. Es mußte also auch mehr für die kollektive Erziehung getan werden. Eines der Leitungsmitglieder, Leutnant Keppel, machte den Vorschlag, für diese Arbeit die erfahrensten und zugleich vorbildlichsten Kraftfahrer heranzuziehen – Parteimitglieder und FDJler zumeist.



„Einverstanden“, sagte Leutnant Frackowiak. „Ich schlage vor, dem Genossen Keppel einen entsprechenden Parteiauftrag zu erteilen.“ Und so geschah es. Wenige Tage später schon drängten sich Dutzende von Köpfen vor einer Wand-



zeitung im Kompaniebereich zusammen — mit lachenden oder mit betretenen Gesichtern. Letztere gehörten ausnahmslos den „Hugos", die sich auf der Wandzeitung mit Name und Adresse wiederfanden.
Auch im Kfz.-Park tauchte eine Tafel auf, mit Hinweisen und Ratschlägen für die Kraftfahrer und mit einigen abschreckenden Fotos von Verkehrsunfällen. Unmittelbar daneben wurde ein in der Straßenverkehrsordnung nicht vorgesehenes Warnzeichen aufgestellt: „Hugo Leichtsinn". Natürlich machten einige zunächst ihre Witze über dieses neue „Verkehrszeichen". ‚Wen kratzt das schon, ob der hier steht oder nicht', meinten sie zunächst. Doch als dann dieser vermaledeite Hugo mit einbrechender Dunkelheit immer weithin leuchtend verkündete, daß sich wieder ein Kraftfahrer der Kompanie verkehrswidrig verhalten hatte, ging ihnen das doch allmählich an die Ehre. Es gab Auseinandersetzungen und Diskussionen auf den Stuben mit jenen Missetätern, die dienstlichen Belehrungen und Bestrafungen gegenüber immer nur ein dickes Fell zeigten. Nun bliesen ihnen auch noch einige der älteren Kraftfahrer, unter ihnen vor allem die Genossen des Verkehrssicherheitsaktivs — wie man das neugeborene Kind kurzerhand getauft hatte — einige kräftige Marschtakte. Da wackelten natürlich auch manchmal die Wände. Beispielsweise, wenn Stabsgefreiter Fritsch, dessen leichtsinnige Fahrweise notorisch war, loslegte. Man sagte von ihm, daß er in keinen PKW reinpasse und deshalb LKW fahren müsse. Allgemein nannte man ihn das „Elefantenbaby" oder den „3-Zentner-Mann". Lautstark verkündete er: „Was heißt hier Verkehrssicherheitsaktiv? Ihr könnt mir jarnischt sagen, Euch laß ich einfach uffloofen!" Doch auch er wurde mit der Zeit ruhiger.
Immer neue Ideen knobelten die Mitglieder des Aktivs aus; sie veranstalteten Preisausschreiben und Ringfreisendungen, organisierten Vorträge und Aussprachen mit der Verkehrspolizei und besorgten sich die Wanderausstellungen des Bezirkssicherheitsaktivs.
In Abständen beriet sich der Kompaniechef mit ihnen über die jeweiligen Schwerpunkte in der Verkehrserziehung und über zu treffende Erziehungsmaßnahmen. Heftige Debatten gab es zum Beispiel, als die Sache mit dem Gefreiten Arnold passierte. Der hatte bei der technischen Wartung geschludert und war zwei Tage später in den Straßengraben gefahren, als ihm der Bremsschlauch riß. Glücklicherweise hatte es keinen nennenswerten Schaden gegeben, doch Maßstab der Einschätzung mußte ja auch sein, was alles hätte geschehen können!
„Der Mann muß 'runter vom Bock! Man sollte ihm sofort die Fahrerlaubnis wegnehmen!" forderten die Mitglieder des Aktivs. Doch Leutnant Frackowiak war in diesem Falle anderer Meinung. Er verhängte eine Disziplinarstrafe, ließ den Genossen jedoch auf dem Fahrzeug. „Das reicht vollauf", meinte er. „Der Genosse Arnold wird sich künftig etwas mehr am Riemen reißen." Damit war im Aktiv die Diskussion über den „Fall Arnold" beendet, jedoch nicht die Arbeit mit dem Kraftfahrer und Genossen Arnold. Überhaupt begannen allmählich die Früchte der gesellschaftlichen Erziehungsarbeit in der Kompanie zu reifen. Die Abschlußbilanz des Jahres 1962 wies rund 42 Prozent weniger Unfälle aus als im Vorjahre! Und das, obwohl eine große Anzahl neuer, unerfahrener Genossen in die Kompanie gekommen war.
Freilich, im Laufe der diesjährigen „Eiszeit" begann die Unfallkurve wieder anzusteigen. Doch weder Kompanieleitung noch Partei- und FDJ-Organisation werfen jetzt deshalb die Flinte ins Korn. Der Beweis ist erbracht: Wenn das Kollektiv in die Erziehungsarbeit einbezogen wird, lassen sich auch die Befehle und Dienstvorschriften besser durchsetzen — das trifft sicher nicht nur auf den Kraftfahrdienst in der Nationalen Volksarmee zu.

G. B.



Die Ehrennadel des ADMV in Bronze erhielten 12 Genossen der Einheit Dembnicki, auf Vorschlag des Verkehrssicherheitsaktivs. Mit einer Ehrenurkunde für 5 Jahre unfallfreies Fahren wurden 19 Genossen ausgezeichnet.



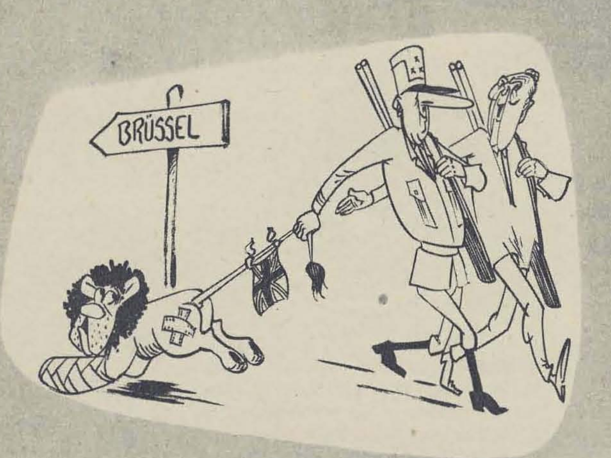
„April, April, ich bin gar nicht tot, in der Bundesrepublik lebe ich weiter!"

Ollenhauer: „April, April, die SPD ist doch eine ganz andere Partei als die CDU!"



April, April

KARIKATUREN: KLAUS ARNDT



„April, April, wir wollten wirklich nur in die Luft schießen."

„April, April, das Sakkomodell ‚Notstandsgesetz' hat absichtlich keine Ärmel."



Das vierte Mißgeschick

Forsetzung von Seite 15

nun übrigblieb. Schließlich nahm der Hauptmann die Sache selbst in die Hand, und der Soldat folgte ihm seufzend.

Der Offizier führte ihn eine lange Strecke; schweigsam zwängten sie sich durch dichtes Unterholz. Über ihrem Suchen spürten sie den feinen Regen nicht, der ihre Kleidung allmählich durchnäßte. Turok verfluchte seine Unaufmerksamkeit, er wagte nicht einmal daran zu denken, wie er nach diesem seinem vierten! – Mißgeschick in die Batterie zurückkehren sollte.

Um sie her war alles still. Die Dunkelheit war hereingebrochen. Der Hauptmann blieb oft stehen und horchte. Auch Turok lauschte angestrengt in die Nacht hinaus. Doch außer dem monotonen Rauschen des Regens kein Laut. Eine Leuchtkugel stieg am Himmel auf. Danach schien die Nacht noch schwärzer als vorher. Nach kurzem Zögern ging der Hauptmann in der eingeschlagenen Richtung weiter. Turok wußte nicht, ob ihn die Leuchtkugel freute oder erschreckte, doch die Nähe von Menschen verlieh ihm neue Kraft.

Vor ihnen, vor einem Birkenhain, waren plötzlich unverständliche Worte zu vernehmen. Eisen klirrte, dann hustete jemand verhalten. Um besser Sicht zu bekommen, kauerte der Offizier nieder. Turok legte den Finger an den Abzug. Kaum hundert Meter von ihm entfernt waren Menschen. Aber waren es die eigenen Leute oder – Deutsche? Das war weder zu sehen noch zu hören. Und eben in dem Moment, als sie beide weitergehen wollten, vernahmen sie im Dunkel die Worte:

„Wird gemacht!"

Deutsche! Ganz nahe schlurften die Schritte des offenbar mürrischen Sprechers, so daß der Hauptmann seine Pistole aus der Steppjacke zog. Turok, an die Schulter des Offiziers gelehnt, krümmte sich zusammen. Der Hauptmann reckte den Hals vor; geduckt, wie ein Raubtier zum Sprung ansetzend, kauerte er vor Turok. Und der Deutsche kam immer näher. Etwa zehn Schritte von ihnen brach er seufzend in die Erlenbüsche ein. „Abhauen!" drängte es Turok mit allen Fasern seines Seins. Ja, es wollte ihm scheinen, als sei die schlimmste Gefahr schon vorüber, denn der Deutsche hatte sie beide ja nicht bemerkt. Doch der Hauptmann zögerte aus irgendeinem Grunde, und so stand Turok wie festgewurzelt neben ihm, zitternd vor Furcht, und daß er sich rühren oder zu erkennen geben könnte, daß er weglaufen möchte. Schließlich drehte sich der Hauptmann nach ihm um und flüsterte, seinen heißen Atem an seine Wange hauchend:

„Den nehmen wir mit! Du betäubst ihn mit dem Gewehrkolben!"

Anfangs begriff Turok nichts, doch dann erhob sich in seinem Innern ein Protest – warum? Er wollte sich so gern retten, in Sicherheit bringen und nicht aus freien Stücken in die Fänge des Todes laufen. Aber der Hauptmann bückte sich und kroch leise, als bemerke er die Furcht des Soldaten nicht, auf allen vieren vorwärts. Und Turok, innerlich widerstrebend, duckte sich ebenfalls dicht an die Erde und folgte dem Offizier.

Endlich verhielt der Hauptmann den Schritt und drückte sich wieder an die Erde. Der Deutsche war fast greifbar nahe. Dicht an Turoks Ohr zischte der Hauptmann:

„Spring auf und zieh ihm eine übern Kopf!" und stubste ihn ins Kreuz.

Ungeschickt, nicht fühlend, sprang Turok auf. Er hätte sich wohl bücken müssen, aber er hatte sich nicht in der Gewalt. Mit abgestorbenen, gleichsam watteähnlichen Beinen machte er zwei Schritte vorwärts, wo der Deutsche sich im Gezweig zu schaffen machte. Den Bruchteil einer Sekunde stutzte der Feind, wandte er sein Gesicht Turok zu und schon holte Turok aus und ließ seinen Gewehrkolben mit aller Wucht auf den Schädel des Gegners niedersausen.

Der Deutsche wollte zurückspringen. Er stöhnte auf und fiel weich zu Boden. Da warf sich der Hauptmann schon auf ihn. Seine Anwesenheit ermutigte Turok, und er begriff, daß er jetzt nicht untätig sein dürfte. Sonst waren sie beide verloren. Indessen riß der Hauptmann dem feindlichen Soldaten das Käppi vom Kopf und knebelte ihn damit. Dann befahl er Turok streng:

„Gib deine Gamasche her! Los!"

Der Hauptmann warf den Deutschen auf den Bauch und bog ihm die Arme auf den Rücken, die er sodann mit der Gamasche fesselte. Der Feind wehrte sich nicht, Turok schien es sogar, er habe ihn getötet. Doch die behutsamen Bewegungen des Hauptmanns sagten ihm, daß Vorsicht geboten sei. Schon richtete sich der Hauptmann auf ... Turok fand im Gras sein Gewehr und gemeinsam faßten sie den reglosen Körper unter den Armen. Doch da stolperte der Hauptmann – sein verwundetes Bein hatte ihm den Dienst versagt. Er befahl dem Soldaten, den betäubten Deutschen nachzuschleifen.

Mit den Händen packte Turok den Gefangenen und schleppte ihn in die Dunkelheit, dorthin, woher sie gekommen waren. Der Deutsche gab kein Lebenszeichen von sich. Doch Turok achtete nicht mehr darauf; all seine Aufmerksamkeit war jetzt dorthin gerichtet, wo die deutschen Stellungen lagen. Aber dort war es still, und Eile tat not.

Sie mußten so bald als möglich von hier weg; das war Turok klar. Die Zweige schlugen ihm ins Gesicht, das Schleifen strengte ihn an. Stolpernd krochen sie durch die Büsche, bis sie auf der Lichtung standen. Lauschend blieb der Hauptmann stehen, indes Turok seine schwere Last auf die Erde plumpsen ließ und neben den Offizier trat. Erst jetzt wurde dem Soldaten klar, daß sie nicht nur sich selbst gerettet, sondern noch etwas Größeres vollbracht hatten. Das verscheuchte seine Furcht, und in seinem Innern glomm ein Fünkchen Freude auf. Nach kurzem Schweigen fragte er den Hauptmann mit heimlicher Erleichterung:

„Lebt er noch?"

„Er lebt. Und du – hast du schon mal einen Gefangenen eingebracht?"

„I wo“, sagte Turok verlegen. „Bin doch kein Aufklärer.“

„Na, da bist du heute mal einer gewesen“, schmunzelte der Hauptmann.

Nach einer kurzen Atempause berieten sie, wie sie weiter vorgehen, wohin sie sich wenden sollten. Die Blätter rauschten im Regen, und die beiden Verirrten spürten mit der zunehmenden nächtlichen Kälte, wie durchnäßt sie waren. Trotzdem gingen sie unbeirrt weiter.

Turok schwankte unter der schweren Last; er hatte den Deutschen mit Hilfe des Hauptmanns auf seine Schultern genommen.

Noch immer hörte der Wald nicht auf. Zweimal war Turok hingefallen und hatte sich die Ellenbogen an den Wurzeln wundgestoßen. Noch verfolgte sie niemand, noch war ringsumher kein Schuß zu hören und keine Leuchtkugel zu sehen. Auch der Regen hörte allmählich auf, und hoch über den Tannenwipfeln blinkten vereinzelte Sterne, ja, sogar der Mond glitt hinter den Wolken hervor.

Turok schritt hinter dem Hauptmann her und sah nichts von alledem. Der Offizier hinkte, auf einen Ast gestützt. Die gemeinsame Sorge und Verantwortung brachte sie einander näher. Während sie wieder ein wenig verschnauften, wies der Hauptmann auf den ohnmächtigen Deutschen und sagte:

„Zwei Nächte haben wir uns wegen dem da keine Ruhe gegönnt. Und nie hat es geklappt. Sechs Menschen sind dabei ums Leben gekommen, und mich hat es auch dort erwischt. Und heute ist es uns ganz wider Erwarten geglückt.“ Und dann setzte er anerkennend hinzu: „Aber ich hätte das wirklich nicht gedacht von dir, daß du ihn so geschickt zum Schweigen bringst.“

Turok freute dieses Lob, doch erwiderte er aufrichtig:

„Weiß schon nicht mehr, wie das alles kam! Bin's eben doch nicht gewöhnt . . .“

„Nun, das macht nichts. Daran gewöhnst du dich noch. Klar, beim erstenmal ist jeder aufgeregt . . .“ Und nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: „Willst du zu uns kommen. Aufklärer werden? Was meinst du? Hast du Lust?“

„Wo denken Sie hin?“ staunte Turok. Er mußte an seine Batterie, an Leutnant Gorkowenko und die Kameraden denken, die ihn oft ausgelacht hatten. Und zugleich kroch ihn wieder die vorhin ausgestandene Angst an. Doch bald begriff er, daß von seiner Furcht niemand etwas wußte und daß der Hauptmann ihn also nur nach seinen Taten beurteilte. Und so erschien ihm der Vorschlag des Offiziers bald nicht mehr so seltsam. Der Hauptmann blickte in die Nacht, als habe er seine eben gesagten Worte schon wieder vergessen. Bald darauf befahl er Turok, der schon ganz von Kräften gekommen war, auf der Stelle zu bleiben und zu warten, bis er den Weg wieder gefunden habe und ihn dann holen komme. Dann humpelte er durch den Wald davon.

Das Gewehr im Anschlag, horchte Turok wachsam. Der Hauptmann war im Nu verschwunden, als habe ihn die Dunkelheit verschluckt. Wieder war alles still.

Plötzlich wandte der Deutsche den Kopf und winselte leise auf. Instinktiv sprang Turok beiseite. doch er sagte sich, daß der andere ja gefesselt und geknebelt war. Offensichtlich quälten ihn Kopfschmerzen, und so wälzte er sich wehrlos, aber unruhig von einer Seite auf die andere. Bald lag er ganz still. Turok war ratlos. Aufgeregt fragte er sich, ob er dem Deutschen nicht wenigstens den Knebel abnehmen sollte. Doch da, als sich Turok schon über ihn beugte, um die Lage des Gefangenen zu erleichtern, versetzte ihm dieser einen Tritt gegen das Schienbein. Turok fiel hin und ehe er vor Schmerz aufschreien konnte, stieß ihn der Deutsche mit dem Stiefel an die Schläfe. Funken tanzten vor Turoks Augen, und ihn durchzuckte der Gedanke: Ich bin verloren! Doch bald hatte er die Schrecksekunde überwunden. Schon übermannte ihn die Wut. Er setzte sich auf den Deutschen, bevor dieser die Verwirrung seines Gegners ausnutzen und auf die Beine kommen konnte. Keuchend, ihre Kräfte abmessend, beäugten sie einander.

Eine Weile verging. Turok fühlte, wie ihm vor Anstrengung die Arme erlahmten. Doch der andere war offenbar ebenso atemlos und erschöpft wie er. Da faßte Turok einen Entschluß. Er ließ den Gefangenen plötzlich los, sprang zur Seite und ergriff sein Gewehr. Schon entsicherte er und rief: „Stoi! Halt, stehenbleiben!“

Der Deutsche hob die Schultern, sah Turok verwundert an und stand auf. Turok fühlte, wie der Feind jede geringste Bewegung seines Gegenübers verfolgte und behielt ihn fest im Auge.

So verging eine gute Stunde. Plötzlich vernahm Turok neue Laute. Stimmen. Erst weit weg, kaum hörbar, doch aus der Richtung, die der Hauptmann eingeschlagen hatte. Dann tauchte hier und da ein heller Fleck auf, der schüchterne Schein einer Taschenlampe. Endlich traten einige verschwommene Figuren in aufgebauschten Regenmänteln aus den Büschen. Turok nahm sein Gewehr in die andere Hand und sank entkräftet ins Gras . . .

Es tagte schon, als Turok in seine Batterie zurückkehrte. Mit dem unsicheren Schritt eines Erschöpften taumelte er vorwärts. Da, neben seinem Munitionsbunker, döste der Telefonist vor sich hin. An der äußersten Haubitze, unweit vom Biwakfeuer, ein Posten. All das kam Turok jetzt bekannt und uninteressant vor. Jetzt fürchtete er nicht mehr, daß er Leutnant Gorkowenko begegnen könnte, ja, er wünschte ihn fast herbei. Doch der Leutnant schlief wohl. Also begab er sich zum vierten Geschütz. Hier schliefen seine Kameraden in ihren grauen Mänteln, die Beine angezogen. Es waren tapfere, flinke Burschen, aber keiner von ihnen hatte so etwas erlebt wie Turok heute widerfahren war. Müde, mit verschwommenem Blick betrachtete Turok die Kameraden und gedachte des Hauptmanns, der ihn zu den Aufklärern holen wollte. Turok setzte sich auf einen Reisighaufen, den Rücken an das mächtige Rad der Haubitze gelehnt. Noch immer beschäftigte ihn das Erlebte; seltsame Empfindungen wallten in seinem Innern auf. Nun fühlte der junge Soldat deutlich, daß er bei diesem vierten Mißgeschick die Kraft in sich gefunden hatte, mit der er das Leben meistern würde.

Übersetzt von Sigrid Fischer



Bardot mal so!

„Wachregiment
die Augen – links!“
Es geht ein Raunen
rund und rings . . .

„Das ist doch . . .
Mann, – ist mir bloß so?
Na, klar – das ist doch . . .
die Bardot!“



(Wer kann das
bei dem Alten
jemals
für möglich halten?. . .)

mal so!

Wahrhaftig!
Unser Oberfeld
hat sie
zum Stubendienst bestellt!
Den Besen bringt Brigitt
gleich mit
und fragt den Spieß:
„Wie macht man dies?“

Der Oberfeld,
der knurrt sie an:
„Mal etwas flotter,
junger Mann . . .“
erschrickt – und bittet
Brigitt gesittet:
„Verzeihung! – So . . .
Brigitt Bardot!“

Dann nimmt der Spieß
ihr ganz galant
den Schrubberbesen
aus der Hand
und fegt bewegt
und arg erregt
zu zweit mit ihr
das Raumrevier . . .



*(. . . Auch Unter-
offizieren
kann so was mal
passieren!)*

mal so!

*Und im Kasino
spielte sie
fast wie im Kino
Skatpartie
mit UvD
und Oberfeld
und Dreisternkiebitz
(ohne Geld . . .)*

*Wenn die Bardot
bestrickend strickte
und dann mit blauen
Blicken blickte,
kam manchem
das Kasernentor
wie 'n Tor
zum sieb'nten Himmel vor.*

*So flog der Tag
im Flug dahin . . .
Von ihrem kleinen
Kitzelkinn
träumt unser UvD
versonnen . . .
Doch irgendwas
ist wohl gesponnen . . .*

Soldaten schreiben für Soldaten



Illustration: Harri Parschau

Die Sache mit den Aalen

Breitbeinig stand Fischer Krawuttke im Zimmer des Kompaniechefs und unterstrich seine Worte mit wütenden Handbewegungen. „Das drittemal, Herr Hauptmann! Das drittemal! Noch nie wurden Aale geklaut, erst seit Ihre Neuen hier sind!“ – Nun muß ich mich auch noch mit gestohlenen Aalen beschäftigen, dachte Hauptmann Schmoller ärgerlich. Als hätte er keine anderen Sorgen. „Ich werde das klären“, versprach er. „Der Täter wird streng bestraft.“

Schmoller ließ die Kompanie antreten. „Schämt euch!“ donnerte er. „Euch ist der Schutz unserer Staatsgrenze, unserer Bürger, anvertraut. Und was tut ihr? Ihr stehlt Aale!“ Mißfälliges Murmeln ging durch die Reihen der Soldaten. Unter ihnen sollte sich ein Dieb befinden? Sie glaubten nicht recht daran. Und wenn es doch so war?... Der Kerl konnte sich auf etwas gefaßt machen! Der beschmutzte ja die Ehre der ganzen Kompanie! Einige krempelten im Geist die Hemdsärmel hoch.

„Lotzer hat gestern Aale gefressen!“ krähte der Soldat Hahnisch. „Ganz heimlich, damit ihn keiner sehen sollte. Hinten am Zaun hat er gegessen.“ Angriffslustig baute er sich vor Lotzer auf.

Der brüllte empört: „Die Aale sind gekauft! Du willst ja nur den Verdacht von dir ablenken!“ Triumphierend sah er sich in der Stube um. „Was sagt ihr dazu: Vorige Woche hatte Hahnisch zwei Aale im Spind. Ich habe es selbst gesehen.“

Hahnisch verschlug es die Sprache. „So eine Frechheit“ röchelte er. „Meine Aale habe ich ehrlich erworben.“

„Ehrlich erworben!“ höhnte Lotzer. „Das kann jeder sagen.“

„Ich möchte nur wissen, wo es Aale zu kaufen gibt“, meinte der Gefreite Lange. „Mir haben die Fischer noch nie welche gegeben.“ – „Weil du zu dämlich bist“, sagte Hahnisch.

„Zu dämlich zum Klauen, meinst du wohl“, gab Lange bissig zurück. Das Mißtrauen lag über der Stube wie eine schmutzige Wolke, und in der Einheit wurde getuschelt: „Der Lotzer und der Hahnisch sollen es gewesen sein.“ Beide verteidigten sich hartnäckig. Der eine behauptete, er habe die Aale von der Tochter des Fischers Brackmann erhalten, der andere versicherte, seine Aale seien ein Geschenk von der Enkelin des alten Stentock. Keiner glaubte ihnen. Lange war Stubenältester. Der Verdacht traf ihn persönlich. Er beobachtete Lotzer und Hahnisch, wie es ein Kriminalist kaum besser hätte tun können. Eines Nachts wachte der Gefreite auf. Vom Fenster her kam ein leises Geräusch. Lange blinzelte verschlafen und war plötzlich hellwach. Das war doch Lotzer! Durchs Fenster stieg also der Halunke. Na warte!

Am Vormittag stand Fischer Krawuttke abermals vor dem Kompaniechef. „Das viertemal, Herr Hauptmann! Schweinerei!“

Schmoller rief die Gruppenführer und Stuben-

ältesten zusammen. Sollte er seinen Verdacht äußern? Lange schwieg. Er mußte Lotzer auf frischer Tat fassen.

In der Mittagspause besprach er sich mit Hahnisch. Der war hell begeistert. „Wenn wir ihn haben, na dann ...! – Dann übergeben wir ihn anschließend dem Wachhabenden!

„Es kann nur Hahnisch gewesen sein", vertraute Lotzer seinem Freund Marten an. „Hahnisch ist der einzige in der Kompanie, der einen blauen Trainingsanzug besitzt. Leider war er schneller als ich. Als ich heimkam, lag er schon wieder im Bett." – Lotzer und Marten faßten einen ähnlichen Beschluß, wie Hahnisch und Lange.

Die Nacht war dunkel. Der Mond hatte sich hinter einer Wolke versteckt, leise murmelte der Fluß. Vom Dorf her näherten sich zwei Gestalten. Nur ein ganz sachtes Rauschen war zu hören, als die zwei ins Schilf einbrachen. Für Sekunden schwankten die Halme und neigten sich, dann war es wieder still; das Ufer schien verlassen.

Etwa drei Minuten später folgten ihnen zwei weitere Gestalten. In weitem Bogen schlichen sie ihrem Ziel zu. Jeder Ausbilder hätte seine Freude an ihnen gehabt. Zentimeter um Zentimeter näherten sie sich den Aalreusen, sicherten wie ein Stück Wild und krochen weiter. Lange mahnte flüsternd: „Vorsichtig! Die hocken bestimmt im Schilf und warten, bis es noch dunkler wird." Lotzer und Marten hatten beide bereits entdeckt, als die sich noch auf freiem Feld befanden. Sie frohlockten. Hahnisch hatte ja sogar noch einen Komplicen mitgebracht! Na, die sollten sich wundern! Langausgestreckt lagen die beiden Soldaten im schützenden Schilf; so daß sie die Reusen gut im Auge behalten konnten.

Keine zehn Meter von ihnen entfernt lauerten Hahnisch und Lange. Hahnisch hielt seinen Mund dicht ans Ohr des Stubenältesten. „Abwarten, bis sie die Aale genommen haben."

Eine halbe Stunde verging und noch eine. Nichts rührte sich.

„Die haben Lunte gerochen und sind an eine andere Reuse gegangen", vermutete Lotzer. Marten schüttelte den Kopf. „Unsinn! Diese Reuse ist die einzige, die nicht im Postenbereich liegt."

Auch Hahnisch wurde es langweilig, und er meinte, sicher liege Lotzer längst wieder im Bett. „Ich möchte nur wissen, wer der andere ist", erwiderte Lange.

Hahnisch hielt ihm die Hand auf den Mund. „Pst!" Beide hoben den Kopf. Im Schilf knackte es, dann war es wieder still.

Vier Soldaten setzten zum Sprung an.

Da, wieder das verdächtige Geräusch! Vorsichtig schob sich eine Gestalt ins Freie. Lotzer stieß Marten an und deutete auf den blauen Trainingsanzug. Noch konnte er das Gesicht – genau wie in der vergangenen Nacht – nicht erkennen, aber ohne Zweifel war das Hahnisch. Aber wo blieb dessen Begleiter? Ob der Schmiere stand?

Die Gestalt bückte sich und huschte wieselflink zu den Reusen. Ein Aal nach dem anderen flog ans Ufer.

Lotzer schnellte hoch. „Los! Auf ihn!" brüllte er.

Die Freunde sprangen auf und prallten gegen Hahnisch und Lange. Verdutzt glotzten sich die vier Soldaten an.

„Er türmt!" schrie Marten und stürzte dem Davoneilenden nach. Die anderen folgten ihm. Mit wenigen Sätzen hatten sie den Dieb eingeholt. „Ein Glück, daß du keiner von uns bist", knurrte Hahnisch. „Sonst hättest du jetzt anständige Prügel bezogen. Leider dürfen wir nicht so, wie wir gern möchten." „Leider", bekräftigte Lotzer grimmig und ballte seine mächtigen Fäuste.

„Na, dann kommen Sie mal mit zur Wache", sagte Lange. Der junge Bursche senkte den Kopf.

Zwei Tage später gab Krawuttke ein mächtiges Paket im Geschäftszimmer ab. „Nichts für ungut", brabbelte er verlegen. „Weil ich euch doch sozusagen zu Unrecht verdächtigt hatte. Aber wer konnte denn ahnen, daß der Bursche aus dem Nachbarort kam."

Der Unteroffizier schnupperte an dem Paket und sagte achtungsvoll: „Donnerwetter! Geräucherte Aale!" Er feixte. „Wenn Sie wieder einmal jemand brauchen, der auf Ihre Reusen aufpaßt, so wenden Sie sich ruhig an uns." *Siegfried Dietrich*

Ein Fahrer

Ein Fahrer meiner Kompanie
hat lange überlegt
und hat dann gründlich wie noch nie
sein Kraftfahrzeug gepflegt.
Und als der Nutzen sichtbar war,
da haben die Genossen
sich ohne viele Rederei
dem Vorbild angeschlossen.
Auch andre Kompanien haben jetzt damit begonnen.
Ein Fahrer meiner Kompanie
hat eine Schlacht gewonnen. –

Der Marschgesang

In einer Einheit jahrelang
pflegte man den Marschgesang
und zwar sang man im Glied
stets das gleiche Lied.

Und die Soldaten froh und jung,
sangen erst mit großem Schwung,
doch dann hat die Genossen
das eine Lied verdrossen.

Wie heißt die Einheit? Ach herrjeh,
es ist die ganze Volksarmee!

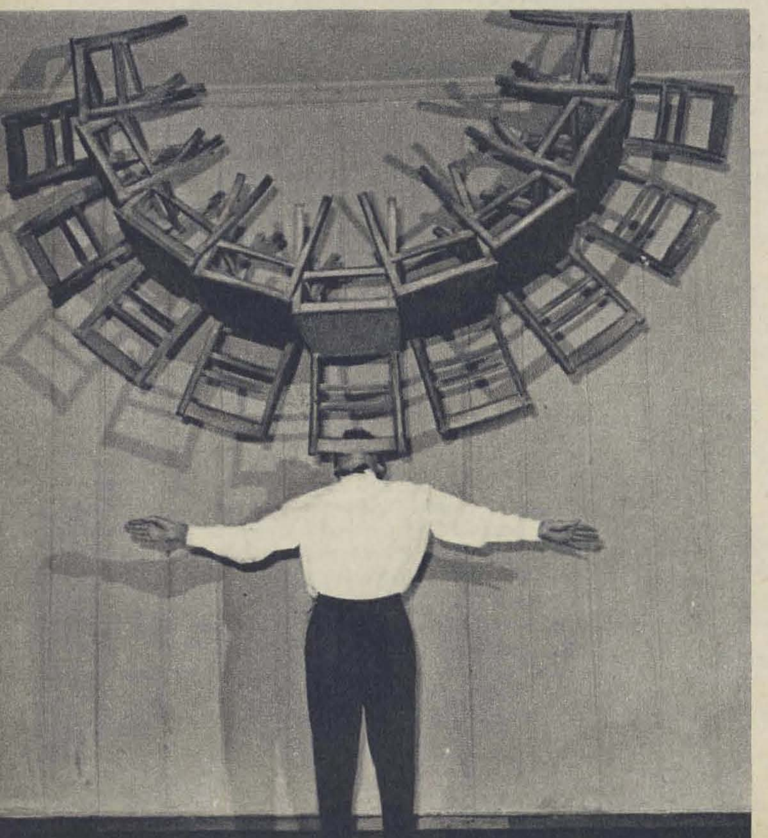
Oberfeldwebel Helmut Stöhr



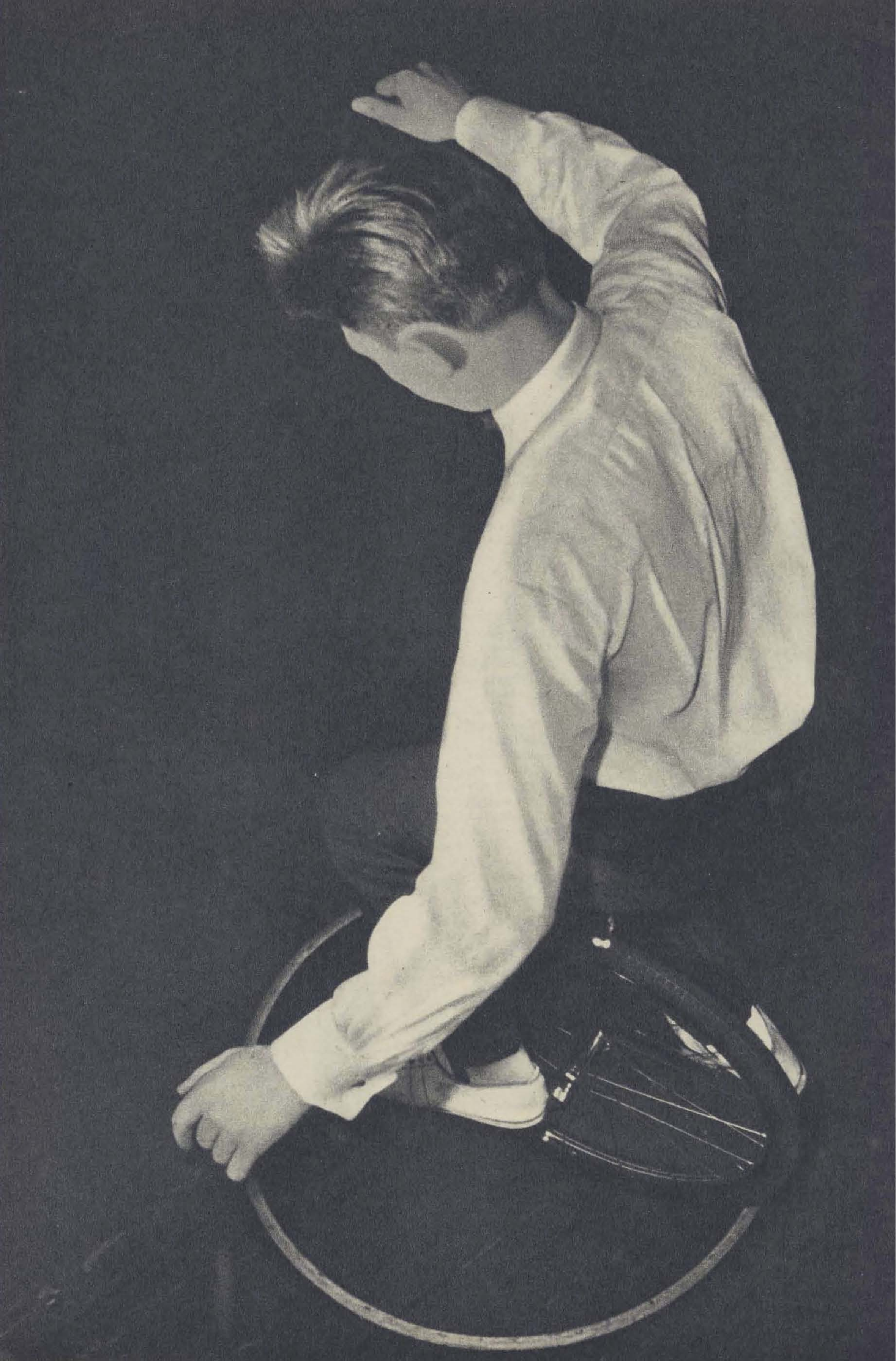
aber kein Krankengeld

„**S**pilski!"
„**V**ogel!"
„**K**aufmann!"
So stellen sie sich vor. Gibt zusammen: SVK – aber kein Krankengeld.
Dafür verabreichen sie, rezeptfrei natürlich, drei vergnügliche Medikamente: Spaß, Staunen, Sport.
Sport – in diesem Fall auf dem Ein- und künftig zudem noch auf dem Kunstrad – ist ihr Hausmittel, worauf sie schwören und das sie regelmäßig jede Woche einnehmen. Daraus mixen sie dann die weiter oben genannten Arzneien, lassen sie durch die Gütekontrolle ihres Trainers gehen und verteilen sie kostenlos an ihre Genossen sowie die Bevölkerung der Grenzdörfer im Sonneberger Land. Woraus bereits hervorgeht, daß die drei mit dem

Von Major Karl Heinz Freitag



Joachim Spilski ist Glasmacher von Beruf, 21 Jahre alt, in Carlsfeld zu Hause, „Bester Sportler", Übungsleiter für Massensport und mit einem individuellen Bedarf von mindestens neun Stühlen – siehe Foto! – Großabnehmer der Möbelindustrie unserer Republik.



SVK-Monogramm Grenzer sind. Joachim, der das S beisteuert, Unteroffizier und SPW-Kommandant, Frank,von dem das V stammt, Gefreiter und Postenführer und Paul, der das abschließende K dazugibt, Grenzpolizist a. D. Zusammen fanden sie sich im Januar 1962, wo ihre prophylaktische = vorbeugende Tätigkeit begann. Seitdem haben sie eine Menge geschafft, wenngleich der in ihrem Dreierbund als Trainer fungierende Paul Kaufmann — dereinst Deutscher Jugendmeister im Kunstradfahren und heute mit 43 Jahren Joachims Schwiegervater in spe — ausdrücklich betont, daß er seine beiden „Buben" erst zweimal gelobt habe.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Sie verdienen mehr — alle drei.

Das Rezeptbuch, nach dem sie ihre keineswegs homöopathischen Dosen an Lebensfreude verabfolgen, ist für Heilkundige ihrer Fachrichtung erstaunlich umfangreich. Die lustige Clownerie fehlt darin ebensowenig wie das atemberaubende Jongleurkunststück oder das sportlich-elegante Einradsolo. Was Wunder, daß die Leute in den (Warte-) Sälen der Grenzdörfer näher heranrücken, sobald die Sonneberger Medikusse des Sports und der guten Laune ihr blitzendes Instrumentarium auspacken.

Wo es auch sei: Sie lassen sich stets gern konsultieren, die drei mit dem SVK-Monogramm. Und ihre Diagnose ist die Walter Ulbrichts vor dem VI. Parteitag der SED: „Körperkultur und Sport sind entscheidende Faktoren für die Hebung der Volksgesundheit, für die Steigerung der physischen Leistungsfähigkeit und die Verlängerung des Lebens unserer Bürger . . ."



Frank Vogel ist Bandagist von Beruf, 20 Jahre alt, in Leipzig zu Hause, mehrfach für vorbildlichen Grenzdienst belobigter Postenführer, Kandidat der SED, Mitglied der Sportgruppenleitung, Einradspezialist des munteren Trios und – siehe Foto! – passionierter Altstoffsammler.



OBERLEUTNANT HORST SCHUBERT staunte nicht schlecht, als man ihm vor gut sechs Jahren den Tip gab, es einmal mit dem Modernen Fünfkampf zu versuchen. Klar, Sport wurde großgeschrieben an der Offiziersschule, und zu den Miesesten gehörte er gewiß nicht. Auf der Judomatte hatte er es sogar schon bis zum Armeemeister im Mittelgewicht gebracht. Aber Fünfkampf? – Er konnte weder reiten noch fechten noch kraulen. Und mit der Pistole erfüllte er gerade so die an der Schule geforderten Übungen. Das einzige, wo er sich etwas ausrechnete, war der Geländelauf. Aber ausgerechnet darin prophezeite ihm sein Sportlehrer keine große Weiterentwicklung. Alles in allem, Horst Schubert hätte Gründe genug gehabt, den Vorschlag rundheraus abzulehnen. Dennoch wagte er den Versuch. Energisch und fleißig trainierte er Disziplin für Disziplin: So manches Mal flog er im hohen Bogen vom Pferd, so manches Mal schoß er daneben ... Und so manches Mal schimpft er noch heute, nach Jahren erfolgreicher Fünfkämpfer-Laufbahn beim ASK Vorwärts Berlin, über das Kraulschwimmen. Es blieb trotz allen Fleißes und harten Übens seine schwächste Disziplin. So war er bei den letzten Weltmeisterschaften in Mexiko „nur" Ersatzmann. Und dabei hätte er so gern an der Seite seiner Mannschaftskameraden mitgekämpft, anstatt sie fünf Tage lang mit der Admira zu filmen. Denn trotz der geschilderten Anfangsschwierigkeiten liebt er den Modernen Fünfkampf heute sehr – auch wenn man nach einem kompletten Wettkampf etliche Pfunde verliert: „Nach zehn Minuten fällt man bald vom Pferd; den Degen kreuzt man zwölf Stunden lang fast ohne Pause; das Schießen ist eine einzige Nervenprobe, der 4-km-Geländelauf eine Strapaze; und beim Schwimmen, wo man sich ein klein wenig erholen könnte, muß ich mich am meisten anstrengen ..."



Dürfen wir vorstellen...

HAUPTMANN KARL-HEINZ SCHILK hat bei den sportbegeisterten Soldaten des Truppenteils Fronk einen Stein im Brett. Und das hat wiederum seinen guten Grund, ist doch der 35jährige Offizier für Bewaffnung einer jener ASG-Leiter, unter deren lenkender Hand das Sportleben der Soldaten sinnvoll, abwechslungsreich und interessant verläuft. „Genosse Schilk boxt alles durch, wenn's um den Sport geht", sagt der Sportoffizier, der es ja schließlich am besten wissen muß. „Was denken Sie, wie er mich mit Terminen quält!", stöhnt er mit lustigem Augenzwinkern. „So auch", berichtet er, „als der Fernwettkampf ‚Kleine Spartakiade' 1962 nach mangelhafter Vorbereitung ein Reinfall wurde. Sofort setzte er sich mit dem Kommandeur und der Parteileitung zusammen. Ergebnis: Alle standen einmütig hinter seinem Vorschlag, von nun an nach einer hundertprozentigen Teilnahme bei derartigen Wettkämpfen zu streben. Seiner Initiative ist es letztlich zu danken, daß wir dieses Ziel auch erreichten – sowohl beim Fernwettkampf im Sportschießen der ‚Armee-Rundschau' wie bei dem ‚Kampf um Meter und Sekunden'." Wer Hauptmann Schilk persönlich kennengelernt hat, weiß, daß sein besonderes Interesse für den in der Armeesportgemeinschaft dominierenden Kampf- und Kraftsport nicht von ungefähr kommt. Sechsmal griff der schwergewichtige Offizier bei Bezirksmeisterschaften schon zur Hantel – und sechsmal verließ er die Heberbühne als Titelträger. Der Bezirksfachausschuß Potsdam der Gewichtheber wählte ihn deswegen zu seinem Vorsitzenden. Ansonsten spielt Genosse Schilk noch Handball, trainiert für den sechsten Wiederholungsanhänger zum goldenen Sportabzeichen, drischt gern einen handfesten Skat und gerät einzig und allein auf dem Fußballplatz mitunter aus dem Häuschen ...



Aus der Bücherkiste

Dietmar Hans Angler · Der Kommandant

Unteroffizier Kramm wird nicht Ausbilder an der Unteroffiziersschule, obwohl er die Prüfung als Bester des Lehrgangs bestanden hat. Die Schulleitung macht ihm zwar das Angebot, aber sie muß verzichten. Er will nicht in dem „Treibhaus" bleiben, er will sich dort ausprobieren, wo nicht alles so glatt geht und geregelt, er sucht Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, will in eine Gefechtsbatterie, die zu harten Übungen ins Gelände ausrückt, wo sich jeder bewähren muß — kurz: er sucht die Praxis. Und alles das hofft er in seinem neuen Regiment zu finden.
Schon der Empfang ist anders. Noch ehe er sich beim OvD melden kann, gibt es Ärger: Er hat einen Zusammenstoß mit zwei Soldaten. Und gleich darauf erfährt er, daß er die Selbstfahrlafette als Kommandant übernimmt, auf der die beiden Kanoniere sind. Auch das noch!
Kramm ist neu — als Unteroffizier, in der Praxis, in der Batterie. Kramm stürzt sich in die Arbeit mit vielen guten Vorsätzen. Neue Besen kehren gut, denken manche und lächeln. Aber der Neue ist beharrlich genug, das durchzusetzen, was er als richtig erkannt hat, und das abzulehnen, was falsch und schädlich ist. Seine Besatzung gewinnt er für sich, bis auf Unteroffizier Schulz. Und mit dem . . ., aber das führt zu weit.



Mitteldeutscher Verlag, 259 Seiten, 3,50 DM.

Die Besatzung ruft die anderen zum Wettbewerb auf. Es geht um den Titel „Beste". Und schon wird es ernst. „Bester" zu sein, das hatte Unteroffizier Stortz für sich gepachtet; daran gab es nichts zu rütteln. Stortz brachte Traumzeiten, wie er das machte, blieb Geheimnis.
Dann kommt die Übung. Kramm will es schaffen, er braucht eine Anerkennung und — macht den entscheidenden Fehler. Zwei Tage leichten Arrest. Stortz triumphiert.
Wie soll es weitergehen? Ein Kommandant, der im „Bau" saß. Es geht weiter, denn Kramm findet Freunde, mit denen er nicht gerechnet hat: Seine Genossen. Aber Stortz? Bester zu werden ist nicht so schwer, doch den Titel verteidigen . . .
Wir haben nicht sehr viel Literatur über unsere Armee und der Autor — er trug selbst die Uniform — gestaltet eines ihrer wichtigsten Probleme: Erhöhung der Gefechtsbereitschaft. Genau das ist es, was den Genossen auf den Nägeln brennt. So greift er ein mit seinem Buch in das Leben unserer Soldaten, zeigt ihnen Wege. Es steht dicht neben Walter Flegels „Wenn die Haubitzen schießen". Und man spürt: Angler kennt den Alltag in der Armee, weiß um die Sorgen und Nöte der Soldaten, schreibt nicht „über" sie, sondern von ihnen.
Kramm muß sich durchsetzen, und er reißt seine Genossen mit. Das ist recht gut charakterisiert: die Erfolge, die Rückschläge. Stortz ist der Gegenspieler, auch die Motive für sein Handeln werden deutlich. Doch wie verhält sich seine Besatzung? Sonnt sie sich in den Erfolgen, die er für sie einheimst? Hier bleibt der Autor dem Leser einiges schuldig, dafür zeigt er den Intriganten Stortz zu vordergründig. Auch die Offiziere bleiben verhältnismäßig schwach, und in ihrem Auftreten sind sie merkwürdig zurückhaltend. Sie scheinen mehr als Beobachter am Rande zu stehen, als daß sie Kramm den Weg finden helfen.
Ein Buch aus unserer Armee. Leider vermag der Autor nicht, die Mauern des Objekts zu überspringen, so wirken die Probleme recht isoliert. Die Soldaten „drinnen", die Menschen „draußen", das gehört zusammen, sind Teile einer Entwicklung. Hier beschränkt sich Angler zu sehr.
Trotz allem: Ein Buch für unsere Soldaten und nicht allein für sie. Aber gerade dort sollte es aufmerksam gelesen werden, weil es lesenswert ist, weil es unterhält und nützt.

Claus



Zak · Else: Leuchtfeuer über Kolumbari

Deutscher Militärverlag, 279 S., 6,10 DM.

Kreta, die üppige Mittelmeerinsel mit mächtigen Gebirgsrücken und meerumbrandeten Steilküsten, ist der Schauplatz des Romans. Aber es ist das Kreta der Jahre 1942 bis 1944 — besetzt von faschistischen Truppen. Im Mittelpunkt der Handlung stehen griechische Partisanen, die Gruppe Dodeka mit Kostas, Petros, Michaelis, Stikos und die Wachtmeister Stock und Preiß von einer Küstenflak-Batterie des deutschen Heeres.



Das ist doch ein Naturgewächs,
wie man es selten findet . . .
Ein Wiesen-, Feld- und Flurgewächs,
das man zu Sträußen bindet.

Es duftet wie der Tau, der Klee,
wie frische Frühlingsgräser
und wie Grusiniens starker Tee . . .
Greif zu, verehrter Leser! —h.



Während des trojanischen Krieges (im 4. Jahrtausend v. u. Z.) schickten die Troer an die Thrazier eine Gesandtschaft mit der Bitte um Beistand gegen die Griechen. Die Thrazier aber wiesen die Boten ab und ließen den Troern ausrichten: Es ist unverantwortlich, eines Weibes wegen Krieg zu führen, sei es auch die schöne Helena. Wir raten dem Paris, die Helena doch dem Spartaner Menelaos wieder zurückzugeben und damit Frieden zu stiften. Wenn der Paris aber nun mal so scharf auf Weiber ist, so soll er von uns zwei schöne Mädchen als Ersatz annehmen.

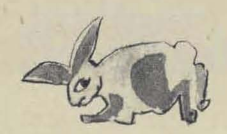
MILITANTES VON VOR 2000 JAHREN

Dem Athener Iphikrates, als er in einem Gebiet, wo kein feindliches Heer war, sein Lager sorgfältig durch Aufwerfen eines Walles und Anlegung eines Grabens befestigte, machte man deshalb Vorstellungen, hier sei doch nichts zu befürchten. Iphikrates versetzte: „Das schimpflichste, was einem Kommandeur passieren kann, ist, wenn er einmal sagen muß, ‚ja damit habe ich wirklich nicht gerechnet'!"



Unter Perikles (500—429 v. u. Z.) war Athen blühender Mittelpunkt Griechenlands. In der Kostenrechnung zur Abwehr eines drohenden Angriffs seitens des aristokratischen Sparta hatte Perikles eine Summe von etwa 40 000 Mark angesetzt unter dem Titel „notwendige Ausgaben". Das ging so mehrere Jahre und das Volk war damit zufrieden, ohne weiter danach zu forschen oder den Verwendungszweck ergründen zu wollen. Aber das Gerücht ging, daß Perikles auf eine diesbezügliche Frage seiner Vertrauten geantwortet habe, das Geld wandere nach Sparta, um einige obrigkeitliche Personen zu gewinnen und dadurch einen Krieg abzuwenden. Es sei in diesem Fall besser, Zinsen zu zahlen, als das Kapital angreifen zu müssen.

Als die Makedonier unter Alexander in Attika einfielen und die Seeküste verheerten, rückte der Athener Phokion mit der Jungmannschaft gegen sie aus. Da nun viele zu ihm liefen und ihn aufforderten, hier den Hügel zu besetzen und dort die Truppen aufzustellen, rief er aus: „Beim Hercules! Wie viele Feldherren habe ich um mich und wie wenige Soldaten!"



Ein spartanisches Heer belagerte Korinth. Als der Heerführer sah, daß seine Truppen angesichts der hohen und festen Mauern vor ihnen skeptisch wurden, sagte er, indem er einen Hasen aus dem Mauergraben herausspringen sah: „Ihr fürchtet solche Gegner, deren Nachlässigkeit und Ruhe einen Hasen an ihrer Mauer schlafen läßt?!"

Als Pyrrhus, König von-Epirus (319—272 v. u. Z.), die Römer in zwei Schlachten besiegt und viele seiner Freunde und Kommandeure dabei eingebüßt hatte, rief er aus: „Noch einen solchen Sieg und wir sind verloren!"



DER NACHWELT ÜBERLIEFERT

Der altpersische König Darius, der Vater des Xerxes (485–465 v. u. Z.), brauchte immer Geld für seine räuberischen Kriegszüge. Semiramis, die assyrische Königin, hatte sich selbst ein Grabmal errichten und darauf die Inschrift setzen lassen: „Jeder König, der des Geldes bedarf, öffne das Grab und nehme, soviel er will." Als nun Darius dorthin kam und das Grab öffnen ließ, fand er statt des Geldes eine andere Inschrift folgenden Inhalts: „Wenn du nicht ein Räuber wärest und von unersättlicher Geldgier, so würdest du nicht die Gräber der Toten beunruhigen."



*Alexander ließ dem Athener Phokion heimlich eine riesige Summe Geldes überbringen, um jenen, der unter seinesgleichen geehrt und geachtet war, für seine taktischen Ziele bezüglich Athens geneigt zu machen. Phokion fragte die Überbringer: „Warum will Alexander mir allein unter so viel Athenern eine solche Geldsumme schenken?"
„Weil er dich allein für einen braven und rechtschaffenen Mann hält."
„Nun", versetzte Phokion, „so muß er mir erlauben, ein solcher Mann nicht zu scheinen, sondern auch wirklich zu sein." Sprach's, und schickte Geld und Boten hinweg.*

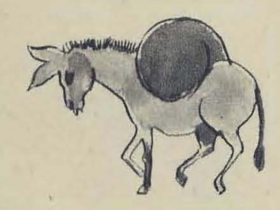
VON DEM GRIECHEN PLUTARCH 46–120 u. Z.

Als man einen athenischen Oberbefehlshaber abhalten wollte, sich mit einem an Zahl überlegenen Gegner einzulassen, obwohl die taktische Stellung günstig war, versetzte er: „Wer siegen will, muß auch kämpfen!"



Alexander (der Große, 356–323 v. u. Z.) von Makedonien erblickte, als das Heer bereits in Schlachtordnung stand, einen Soldaten, welcher den Wurfspieß an seinem Arm befestigte. Er wies jenen aus der Phalanx als einen unbrauchbaren Soldaten, der sich erst rüste, wenn man die Waffen bereits gebrauchen solle.

Der attische Befehlshaber Lamachius rügte einen seiner Hauptleute wegen eines Versehens; als der Hauptmann aber versicherte, er werde nächstes Mal besser aufpassen, so versetzte Lamachius: „Im Ernstfall wäre es bereits zu spät dazu."



Als er einen befestigten Platz erstürmen lassen wollte und seine Kundschafter ihm meldeten, daß der Ort überhaupt unzugänglich und nicht einzunehmen sei, so fragte er sie, ob der Platz denn auch so unzugänglich sei, daß auch ein mit Gold beladener Esel nicht hineinkommen könne?

Die Mazedonier nahmen einen Inder gefangen, der in seinem Heer als der beste Bogenschütze galt. Der mazedonische Befehlshaber forderte jenen auf, eine Probe davon abzulegen. Jener weigerte sich. Da ließ ihn der Befehlshaber zur Hinrichtung führen. Auf dem Wege dazu bemerkte jener, er habe seit Tagen sich nicht geübt und hätte daher gefürchtet, zu fehlen. Da ließ ihn der Oberbefehlshaber frei als einen jener seltenen Menschen, die lieber sterben als ihren guten Ruf verlieren wollen.

Vignetten: Horst Bartsch
Zusammenstellung und Bearbeitung Lothar Kitzing



Gesamtansicht der Waffe. Vom Schützen kann das MG in folgende Hauptteile zerlegt werden: Lauf und Verbindungsstück und Feuermündungsdämpfer; Gehäuse mit Mantel; Verschluß; Schließfeder; Abzugsrahmen mit Abzugseinrichtung, Sicherung und Kolben; Zuführereinrichtung; Visiereinrichtung; Zweibein und Zubehör.



Geburtsurkunde Patentschrift Nr. 14047

Reichliche 60 Jahre sind vergangen, seit das Maschinengewehr als truppenreife Waffe in die Ausrüstung der Infanterie übernommen wurde. 1902 erhielten die deutschen Heeresverbände die ersten MG. Es waren Konstruktionen von Maxim, jenem findigen und geschäftstüchtigen Engländer, der seit 1882 mehrere Patente auf automatische Waffen erworben hatte.

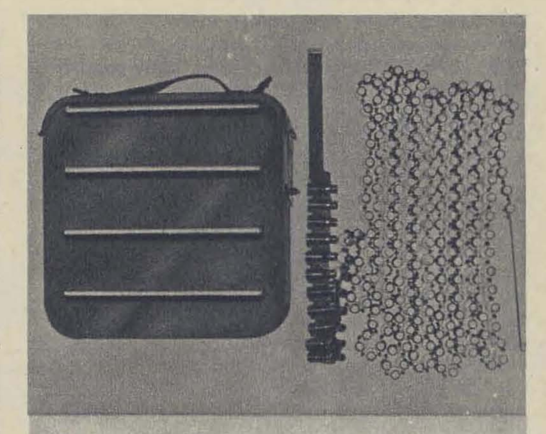
Die Patentschrift mit der Nr. 14047 schützte die Erfindung, die wir als Maschinengewehr bezeichnen. 1885 in England mit Erfolg vorgeführt, machte die neue Waffe bald ihre Runde durch Europa.

Andere Erfinder knobelten ebenfalls Maschinengewehre aus, aber Maxims Konstruktion war zum Vorbild aller folgenden geworden.

Bis in die Jahre des ersten Weltkrieges waren alle MG als schwere Infanteriewaffen ausgelegt.

Erst die neue Angriffstaktik, die geöffnete Ordnung, erforderte leichte MG, die in der Schützenkette mitgeführt und rasch zum Einsatz gebracht werden konnten. Ihre geringe Masse gab ihnen den Namen lMG.

Heute kennen wir das Kompanie-MG als die „schwere“ Waffe der mot.-Schützeneinheit. Wir plagen uns nicht mehr mit wassergekühlten sMG



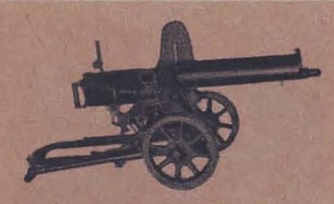
Gurtkasten mit Patronengurt. An Patronen kennen wir: 1. das leichte Geschoß, 2. das etwas größere schwere Geschoß (mit gelber Spitze), 3. das panzerbrechende Geschoß (mit schwarzer Spitze), 4. das Panzer-Brandgeschoß (schwarz-rote Spitze), 5. das Einschieß-Brandgeschoß (mit roter Spitze) sowie das Leuchtspurgeschoß (grüne Spitze).



1885 – Hiram Maxim führt sein Maschinengewehr vor. Es war eine Sensation im Waffenbau.



1907 – Andreas Schwarzlose konstruierte eines der verbreitetsten MG, das Modell 7/12, dem das bekannte 08/15 folgte.



1910 – Maxim-MG mit starker Anlehnung an das Schwarzlose aus Rußland. Mit den bisher genannten MG kämpften die Armeen des ersten Weltkrieges.



Praktische Übung auf dem Schießplatz. Jetzt kann die Bedienung zeigen, was sie theoretisch gelernt hat.

auf Schlitten, Dreibein oder Räderlafette, wir setzen das Kompanie-MG von Degtjarjow ein. Es ist eine Weiterentwicklung des lMG-DPM. Seiner Konstruktion liegen die Erfahrungen aus dem zweiten Weltkrieg zugrunde.

Die wesentlichste und sofort ins Auge fallende Verbesserung am Kp.-MG gegenüber dem lMG-DPM, ist die Zuführereinrichtung. Während beim lMG-DPM z. B. die Patronenzuführung mittels Trommelmagazin erfolgte, geschieht hier die Zuführung der Patronen mittels Stahlgurt, der in einem Gurtkasten gelagert und transportiert wird. Der Patronengurt hat ein Fassungsvermögen von 250 Patronen.

Schon allein durch diese Verbesserung, verbunden mit einer hohen Schußfolge, wurde das Kp.-MG zur wirksamsten Maschinenwaffe der motorisierten Schützenkompanien.

Aus dem Kp.-MG werden 7,62-mm-Patronen verschossen (Modell 1908/1930), die entsprechend der Kampfaufgabe, Vernichten lebender Kräfte des Gegners, Zielanweisung, Feuerkorrektur, Entzündung von Brennstoffen u. dgl. sowie zur Vernichtung leichtgepanzerter Ziele des Gegners bestimmt sind.

Am wirksamsten werden Ziele (offene und getarnte Gruppen und wichtige Einzelziele) bis zu einer Entfernung von 1000 m bekämpft. Entsprechend seinem Aufbau und seiner Konstruktion gehört das Kp.-MG zur Gruppe der Gasdrucklader mit Stützklappenverriegelung.

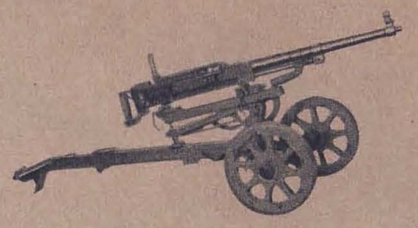
Im Gegensatz zu dem in Heft 10/62 beschriebenen lMG-D, erfolgt beim Kp.-MG die Zuführung der jeweils nächsten Patrone nicht direkt aus dem Patronengurt in das Patronenlager des Laufes, sondern sie erfolgt indirekt. Sie wird beim Rücklauf des Verschlusses vom Patronenauszieher erfaßt, nach dem Schuß von dem sich nach hinten bewegenden Verschluß aus dem Gurt ausgezogen und bis zum Druckhebel nach hinten geführt. Der Druckhebel drückt nun die Patrone nach unten in den Zuführerrahmen des Zuführerunterteils, wodurch sie mit ihrem unteren Teil in die Bahn des Verschlusses gelangt. Erst von dort erfolgt beim Vorlauf des Verschlusses das Ausstoßen der Patrone aus dem Zuführerunterteil und das Einführen in das Patronenlager des Laufes. He.—

TAKTISCH-TECHNISCHE DATEN

Masse des MG mit Zubehör	13 kg
theoretische Feuergeschwindigkeit	1000 Schuß/min
praktische Feuergeschwindigkeit	230–250 Schuß/min
Visierschußweite	1500 m
Flugweite des Geschosses	3000 m
Anfangsgeschwindigkeit (Vo)	840 m/sec
Kaliber	7,62 mm
Anzahl der Züge	4
Länge des MG	1270 mm
Länge des Laufes	600 mm
Länge eines Drallganges	240 mm



1941 – Maxim 1910 als Vierlings-Fla-MG in Moskau. Die vier MG konnten sowohl einzeln als auch gleichzeitig schießen.



1944 – sMG Gorjunow, ein luftgekühltes Maschinengewehr auf Radlafette, das vor ein paar Jahren aus der Ausrüstung der sozialistischen Armeen verschwand.

AR MERKBLATT



Fata Morgana?

Jene Naturerscheinung, die auf der Luftspiegelung beruht, tritt in unseren Breiten sehr selten auf. Darum wird sie dir, bist du als Beobachter auf dem Gefechtsfeld eingesetzt, kaum Schwierigkeiten machen. Und trotzdem können deine Augen genarrt werden, wenn du nicht geübt im Beobachten und Entfernungsschätzen bist.
Du liegst in deinem Versteck und guckst dir die Augen aus dem Kopf: „Das kann doch keine Fata Morgana sein . . .", denkst du dir. Vor einer Stunde noch, als du vom Baum aus beobachtet hast, sah alles anders aus. Jetzt auf einmal erscheinen dieselben Gegenstände viel weiter. Was ist da bloß los? Siehst du, nun wirst du um eine Erfahrung reicher. Im Liegen schätzt man Entfernungen allgemein zu weit – und nicht nur im Liegen. Zu weit schätzt man zumeist dann, wenn:

- das Ziel schlecht sichtbar ist;
- die Luft flimmert;
- das Wetter trüb und neblig ist;
- das Sonnenlicht von vorn kommt;
- Die Dämmerung hereinbricht;
- der Hintergrund dunkel ist;
- Strecken quer verlaufen und im Wald.

Zu kurz fällt das Ergebnis deiner Schätzung aus, wenn:

- das Gelände im hellen Sonnenlicht liegt;
- nach Regen die Luft klar ist;
- die Sonne im Rücken steht;
- das Gelände gleichförmig verläuft (Wasser, Sand, Schnee);
- bergab beobachtet wird und der Hintergrund hell ist;
- die Ziele groß sind.

Diesen Faktoren kannst du begegnen. Wie? Paß auf! Als erstes mußt du dir diese Umstände merken, dann präge dir eine 100-m-Strecke gut ein und dazu deine Doppelschrittzahl auf diese Entfernung.

Als nächstes gehe immer davon aus

- wie lang die zu schätzende Strecke **höchstens** sein kann (Beispiel 300 m),
- wie lang die Strecke **mindestens** sein muß (250 m),
- addiere beide Zahlen und dividiere das Ergebnis durch zwei. 300 + 250 = 550 : 2 = 275 m!

Nun noch ein paar Tips für das Erkennen von Personen und Gegenständen im Gelände:

Augen von Personen	auf 50–60 m
Einzelne Dachziegel	auf 60–80 m
Einzelheiten der Kleidung	auf 100 m
Gesicht eines Menschen	auf 200 m
Fensterkreuz	auf 300 m
Kopf eines Menschen	auf 400 m
Pferde, Kühe (deutlich)	auf 500 m
Geschützrohr eines mittleren Panzers	auf 900 m
Bewegung von Mensch und Tier	auf 700–800 m
Freistehende Bäume (normale Größe)	auf 1200 m
Freistehende Bäume (große)	auf 2000 m
Häuser	auf 4000–5000 m
Kirchtürme	auf 15 000 m
Fabrikschornsteine	auf 5000 m
Windmühlen	auf 8000 m
Marschkolonnen zu Fuß	auf 1500 m

Als Beobachter darfst du auch nicht die Tarnung vergessen. Tarne dich entsprechend den Geländeverhältnissen so, daß die Beobachtung nicht von der Tarnung erschwert wird. Denke immer daran: Viel sehen und nicht gesehen werden!

Beachte am Tag und in der Nacht:

- Hebe dich nicht gegen den Horizont ab.
- Tarne optische Geräte, sie reflektieren und verraten deine Stellung.
- Führe die Beobachtung aus Gebüschen, Fenstern und Luken, aus der Tiefe des Gebüsches bzw. des Raumes.
- Geräusche von Bewegungen können frühzeitig erkannt werden, wenn du mit dem Ohr an der Erde horchst.
- Trampelpfade zu deiner Stellung verraten dich, verwische die Spuren.
- Bei Dunkelheit wechsle deine Stellung.
- Halte die Hände trichterförmig vor die Augen, das erhöht bei Dunkelheit die Sehkraft.
- Halte die Hände hinter die Ohren und du kannst Geräusche und ihre Richtung besser bestimmen.

Vergiß nie, daß du als Beobachter eine verantwortungsvolle Aufgabe zu lösen hast. B–.



Setzen wir uns ein bißchen. Der steile Anstieg hat es in sich. Da freut man sich, wenn man ein wenig ausruhen kann. Der Grenzdienst ist nicht leicht. Aber wir verlieren dabei nicht unseren Humor. Was da so alles passiert ...

*

Gefreiter Fiß war als Beobachtungsposten eingesetzt. Er war bekannt dafür, daß er es nicht so eilig hatte, seine Beobachtungen mitzuteilen. Der Kompaniechef drängte aber darauf. Als Genosse Fiß wieder einmal „keine besonderen Vorkommnisse" meldete, antwortete der Kompaniechef: „An der Grenze bewegt oder verändert sich immer etwas. Machen Sie Ihre Augen richtig auf!" Schon kurze Zeit darauf läutete das Telefon. Genosse Fiß hatte ein Rauschen im Gebüsch gehört. Drei Gestalten konnte er ausmachen. Eine von ihnen muß einen Hut aufhaben, meldete er. „Beobachten Sie weiter", befahl der Kompaniechef. Fünf Minuten später erneuter Anruf des Genossen Fiß: „Genosse Kompaniechef! Es waren drei Hirsche. Dem mit Hut hing ein alter Stoffetzen auf dem Geweih."



Beobachtungsposten hatte auch Genosse Kissen. Vom langen Beobachten müde, war er mit dem Doppelglas vor den Augen eingenickt. Die Kontrollstreife kam zufällig vorbei und stieß ihn an. Genosse Kissen zwinkerte mit den Augen, erkannte seine peinliche Situation und flüsterte erregt: „Moment, Genosse Unterleutnant! Dort waren eben zwei Zöllner. Jetzt haben Sie sie verscheucht."



Ein interessantes Erlebnis im Zusammenhang mit einem westdeutschen Zeitungsreporter erzählte mir ein Genosse aus einem anderen Abschnitt. In seinem Postenbereich wurden Sicherungsanlagen errichtet. Das zog natürlich die Westpresse an. So tauchte jenseits der Grenze bald ein Fotograf auf. Unsere Solda-



und andere lustige Grenzergeschichten



ten merkten seine Absicht, arbeiteten aber ruhig weiter. Als er seine Kamera ans Auge nahm, drehten sich alle Genossen wie auf Kommando um, so daß der Reporter durch sein Objektiv nur Hinterteile sah. Diese „objektive“ Tatsache muß ihn so verärgert haben, daß er seine Kamera auf der Stelle einpackte und auf Nimmerwiedersehen verschwand.

*

Bei einer Postenkontrolle im Winter stellte der Zugführer fest, daß Soldat Lahmer, ein junger Genosse, seine Schneeschuhe über die Schulter trug. „Ich kann noch nicht Skilaufen“, antwortete er. Der Zugführer fragte, weshalb er dann die Bretter überhaupt mitnahm. „Weil sie zur Winterausrüstung des Soldaten gehören.“

*

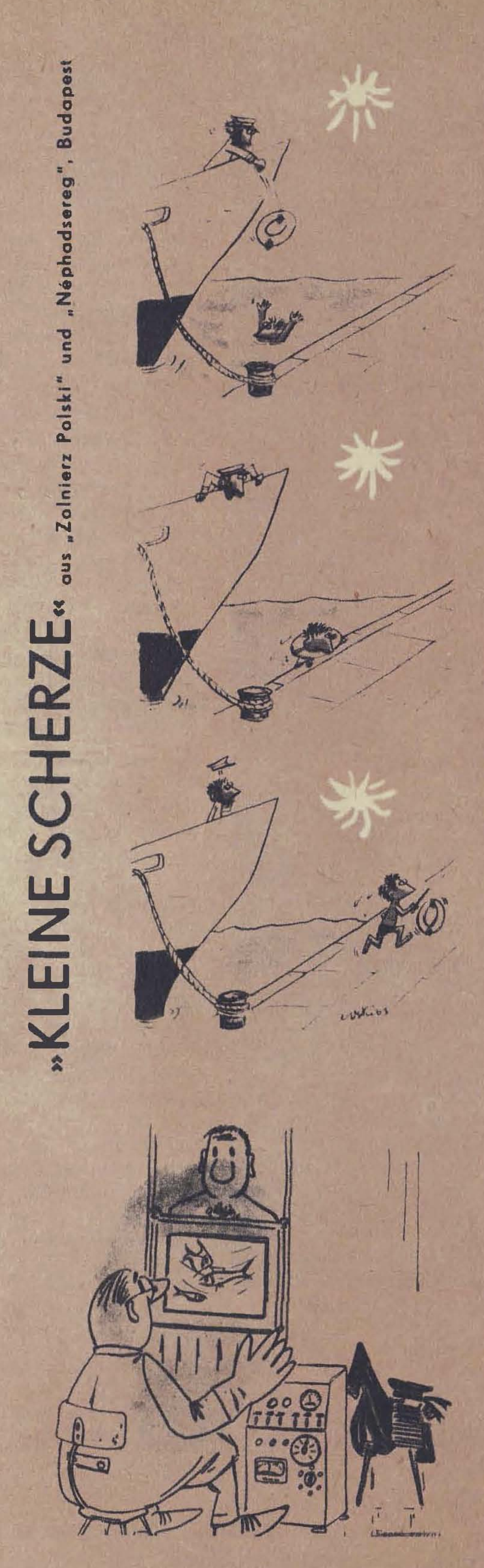
Skilaufen lernen bei uns alle Genossen. Einer unserer Experten ist der Gefreite Lange. Auf einer kleinen Schanze übte er sich im Springen. Das ging nicht ohne Spitzensalat ab. Auf dem Bauch rutschte er den Auslauf hinunter. Als er sich unten mühsam aus dem Schnee aufraffte, hielt ihm ein älterer Herr die abgebrochenen Skispitzen unter die Nase und fragte freundlich: „Haben Sie das verloren?“

*

Ob es auch komische Situationen bei der Festnahme von Grenzverletzern gibt? Aber sicher!! Nur sind sie recht selten, weil das durchaus keine spaßige Angelegenheit ist. Stabsgefreiter Lohr hatte seinen Urlaubsschein empfangen und fuhr — unsere Kompanie liegt auf einem Gipfel — den Berg hinunter. Unterwegs entdeckte er zwei Gestalten, die von der Straße sprangen und im Gebüsch verschwanden. Kurz entschlossen hielt Genosse Lohr an. Ausweise? In Ordnung. Passierscheine für das Grenzgebiet? Nicht vorhanden. Also Grenzverletzer. „Sie sind festgenommen!“ Wie die beiden jetzt zur Kompanie bringen? Genosse Lohr befahl: „Einer schiebt am Lenker, der andere am Sozius. Vorwärts!“ Mit einer Hand in der Hosentasche den Besitz einer Waffe vortäuschend, ging Genosse Lohr hinterher. Schwitzend schoben die Grenzverletzer seine Maschine den Berg hinauf. Bei einer Rast fragte einer: „Sie sind wohl Grenzer?“ Darauf Genosse Lohr: „Fragen stelle ich! Weiter!“

*

Sind Sie nun etwas ausgeruht? Dann können wir ja weiterklettern. R. D.







Die Erschließung neuer Gebiete und Räume, verbunden mit unzähligen neuen Erfahrungen zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft, ist wohl eines der wesentlichsten Merkmale für die Geschichte der Wissenschaft. Es begann bekanntlich mit verwegenen Entdeckungsreisen zu Wasser und zu Lande auf der Erde, setzte sich fort mit der Eroberung des Luftraums über der Erdoberfläche und gipfelt gegenwärtig in dem kühnen Streben nach einer Erschließung des kosmischen Raumes, bis hin zu fernen, fremden Himmelskörpern. Mit einer gewissen Vereinfachung für die erste Stufe dieser etappenweisen Erschließung unsrer kosmischen Umwelt, – die Erde und ihre Lufthülle sind ja praktisch der uns nächstgelegene Teil des Kosmos –, kann man diese Entwicklungsstufen auch mit den Sachgebieten Schiffahrt, Luftfahrt und Raumfahrt identifizieren.

In allen drei Gebieten führt jedoch die Verknüpfung zwischen Zielsetzung und praktischer Durchführung in technischer Hinsicht zu weitgehend ähnlichen Voraussetzungen. Das heißt, in jedem Fall müssen technische Hilfsmittel geschaffen werden, die den speziellen Eigenarten der Bewegung und des Aufenthalts in den zu durchmessenden Bereichen (Wasseroberfläche und Meerestiefen, Luftraum und Weltraum) zweckmäßig angepaßt sind. Weiterhin, und dieser Punkt ist nicht weniger bedeutend als der erste, müssen technische und wissenschaftliche Hilfsmittel zur Verfügung stehen, mit denen die Bewegungsrouten innerhalb dieser Bereiche durch Ortsbestimmungen und Wegbeschreibungen festgelegt werden können. Lassen sich die für den zuerst genannten Punkt notwendigen Voraussetzungen verallgemeinert unter dem Begriff Fortbewegungsmittel zusammenfassen, so läßt sich der zweite Kreis von Hilfsmitteln, natürlich ebenso verallgemeinert, mit dem Begriff Navigation umschließen.

Für den Bereich der Raumfahrt, der hier im weiteren allein interessieren soll, wird das Problem der Fortbewegungsmittel bekanntlich durch Raketen und Raumflugkörper gelöst. Über deren Prinzipien ist nun, besonders im Zusammenhang mit den aufsehenerregenden Erfolgen der sowjetischen Raumfahrtsforschung, im Laufe der letzten Jahre auch der Öffentlichkeit schon so viel bekannt geworden, daß es heute wohl kaum noch ein Autor utopischer Raumfahrterzählungen wagen könnte, ein reines Phantasieprodukt, dem jede fachliche Substanz fehlt, als Raumflugkörper zu beschreiben. Aber über das Gebiet der Navigation im Weltraum, zu dem also auch die Bahnbeeinflussung der Raumflugkörper gehört, kann man auch heute noch oft in der erzählenden Raumfahrtliteratur oder in entsprechenden Filmen die unwahrscheinlichsten Darstellungen finden. Die „kühnen" Piloten fliegen dabei zumeist „auf Sicht" und ihre Zielanflüge und Bahnkorrekturen führen sie mit Hilfe von steuerknüppelähnlichen Einrichtungen sowie Gas- und sonstigen Schalthebeln als beliebige Kurvenflüge aus, obwohl alle Gesetze der Himmelsmechanik ob dieser Vergewaltigung dem Autor permanent im Traum erscheinen müßten. Von navigatorischen Hilfsmitteln und Voraussetzungen wird dazu kaum mehr erwähnt als ein freundliches Gemisch von radar- und anderen funktechnischen Einrichtungen. Für einige beschränkte Einzelaufgaben innerhalb astronautischer Flugprogramme könnten einzelne dieser Darstellungen eine gewisse Berechtigung haben,

Zeichnung: Helmich

Fortsetzung auf Seite 61

Navigation im Weltraum

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Haubitze M1 A2
USA

Taktisch-technische Daten

Gesamtmasse	
– in Marschlage	5870 kg
– in Feuerstellung	5765 kg
Länge	
in Marschlage	7460 mm
Breite	
in Marschlage	2080 mm
Höhe	
in Marschlage	1800 mm
Kaliber	155 mm
Kadenz	3 Sch./min.
max. Schußentfernung	15 000 m
Kampfsatz	173 Granaten
Transportmittel	Zugmaschine
Bedienung	8 Mann



Die Haubitze gehört zur Standardausrüstung der Divisions- und Korpsartillerie der US-Armee, der Bundeswehr und anderer NATO-Armeen. Charakteristisch ist ihre Dreipunktauflage.

Bist du im Bilde?

Heute stellen wir dir die amerikanische Haubitze M1 A2 vor. Verwechsle nicht die Bezeichnung. Die in Heft 2/63 gezeigte schwere Feldhaubitze trägt die Bezeichnung M2 A1! Das nur als Hinweis. Und nun frisch ans Suchen; in den sieben Bildausschnitten ist sie wieder versteckt. Wenn du glaubst den Finger drauf zu haben, dann schreibe die Nummer des Bildausschnitts auf eine Postkarte und sende diese bis zum 30. 4. 1963 (Datum des Poststempels) an die

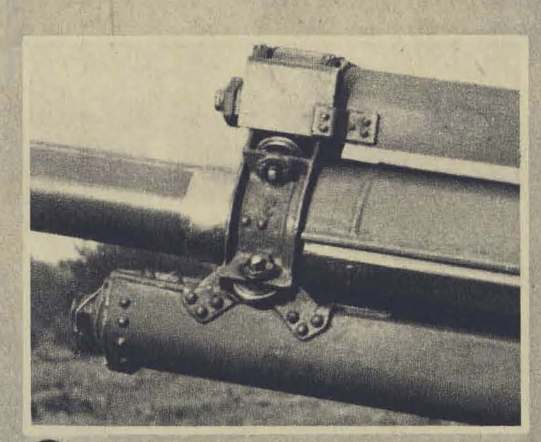
Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postfach 7986,
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Unter den Einsendern mit richtiger Lösung werden durch das Los 5 Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM sowie als 4. und 5. Preis wertvolle Bücher aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 2/63

Die richtige Lösung: Bild 2 und 4 zeigten die Feldhaubitze M2 A1.

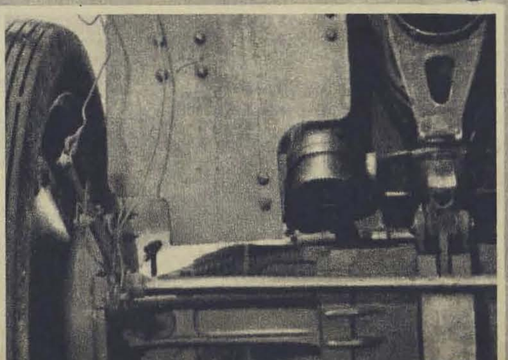
Die Preisträger sind:
Gefr. R. Seifert aus Sanitz Rostock 50,– DM
Gefr. R. Ihlo aus Torgelow 20,– DM
Soldat A. Schönfeld aus Klietz 10,– DM
E. Müller aus Berlin 1 Buch
Soldat K. Spatzier aus Torgelow 1 Buch





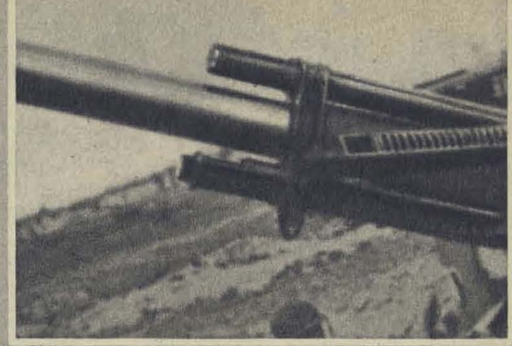








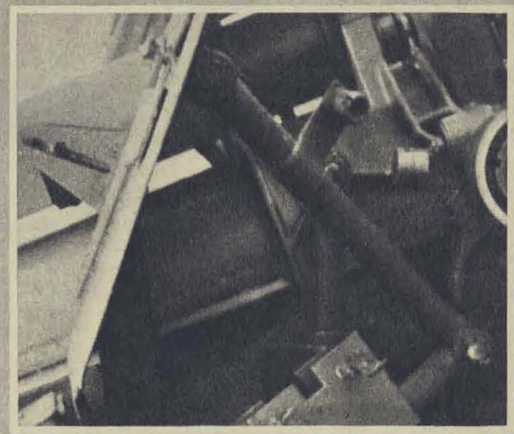
4



5



6



7

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1963

TYPENBLATT

FLUGZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

MiG 17 F UdSSR

Taktisch-technische Daten

Spannweite	9600 mm
Länge	11 360 mm
Höhe	3800 mm
Triebwerk	Strahltriebwerk WK 1 F
	Schubkraft 2650/3380 kp
Höchstgeschwindigkeit	1145 km/h (in 3000 m H.)
Gipfelhöhe (praktisch)	16 600 m
Besatzung	1 Mann
Bewaffnung	2x23 mm/1x37 mm Bordkanonen



Das Jagdflugzeug MiG 17 F ist, wie auch andere Versionen (MiG 17, MiG 17 P) aus der MiG 15 hervorgegangen. Zu Beginn der 50er Jahre in Dienst gestellt, gehört es auch heute noch zur Ausrüstung der Luftstreitkräfte der Armeen des Warschauer Vertrages.

Navigation im Weltraum

Fortsetzung von Seite 58

eine Verallgemeinerung für die Navigation im Weltraum lassen sie jedoch nicht zu.
Man merkt diesen unzutreffenden Darstellungen meist deutlich die Anlehnung an technische Details der Luftfahrttechnik an. Dieser Weg ist zwar einfach, aber sachlich eindeutig falsch. Der Grund dafür liegt in zwei Punkten. Erstens ist das physikalische Prinzip der Fortbewegung und damit auch der Bewegungskorrektur für die Luftfahrt ein völlig anderes als bei der Raumfahrt, zweitens hat der Bewegungsraum des Luftfahrzeugs eine grundsätzlich andere Struktur als der des Raumfahrzeuges. Der zuletzt genannte Punkt geht davon aus, daß, unter Berücksichtigung der wahren Größenverhältnisse, der Bewegungsraum eines Flugzeugs praktisch nur eine gekrümmte zweidimensionale Fläche (Kugelfläche) mit geringfügiger Dicke ist, während sich ein Raumflugkörper in einem praktisch unbegrenzten dreidimensionalen Raum bewegt. Für diesen dreidimensionalen Raum gelten als Bewegungsgesetze die Gesetze der Himmelsmechanik, die beispielsweise beliebige Kursänderungen praktisch unmöglich machen. Das Fortbewegungsprinzip der Raumflugkörper ist diesen Naturgesetzen angepaßt. Nur auf einem kurzen Bahnstück (Antriebsbahn) des gesamten Flugprogramms wirkt eine besondere Antriebskraft (Triebwerke des Trägersystems), die die mathematischen „Anfangsbedingungen" (Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit) für den anschließenden Hauptteil der Fortbewegung liefert. Dieses größte Stück des Flugprogrammes wird dann in antriebslosem Freiflug und nach den Gesetzen der Himmelsmechanik auf ellipsenförmigen Bahnen (Kepler-Bahnen) zurückgelegt. Ein Luftfahrzeug dagegen stützt sich während der gesamten Dauer seines Flugprogramms auf aerodynamische Kräfte, die ein ständiges Zusammenspiel von Antriebs-, Auftriebs- und Bahnkorrekturkräften ergeben und vor allem im Rahmen der zuletzt genannten, allerdings eingeengt durch gewisse Stabilitätsbedingungen, laufend beliebige Kursänderungen möglich machen.
Das Hauptproblem der Navigation, die Wegbeschreibung (Bahnbestimmung), muß also bei Raumflügen von den Gesetzen der Himmelsmechanik ausgehen. Deren Grundlage bilden die Keplerschen Gesetze der Planetenbewegung und das von Isaac Newton gefundene Gesetz der allgemeinen Massenanziehung (Gravitationsgesetz). Die mathematische Lösung der anfallenden Probleme ist jedoch nicht gerade einfach und ihre rechnerische Auswertung ist in vielen Fällen überhaupt erst möglich geworden durch die enorm verbesserte moderne Rechentechnik, deren Grundlage elektronische Rechenautomaten bilden. Die führende Stellung der sowjetischen Wissenschaft sowohl auf dem Gebiet der reinen Mathematik, wie auch im Bereich der elektronischen Rechenanlagen und elektronisch koordinierten Beobachtungs- und Auswertungszentren, hat eine der wichtigsten Voraussetzungen für ihre hervorragend gelungenen Raumflugexperimente in Richtung Mond (Lunik II und III) und Mars (Mars I) geschaffen. Selbstverständlich muß die Präzision des komplizierten Zusammenspiels aller technischen Einrichtungen, die für die Funktion des Trägersystems auf der Antriebsbahn benötigt werden, ebenfalls die höchsten Voraussetzungen erfüllen. In diesem Punkt zeigten die amerikanischen Raumflugexperimente bisher ihre größten und folgenschwersten Schwächen.
Bei der Vorbereitung eines interplanetaren Raumfluges, wie ihn zur Zeit die auf dem Weg zum Mars befindliche Raumsonde Mars I ausführt, mußte in navigatorischer Hinsicht noch ein ganz spezielles und interessantes Problem berücksichtigt werden. In alle Bahnrechnungen für Bewegungen im Planetensystem, interplanetare Raumflugkörper könnte man ja auch als künstliche Kleinplaneten ansehen, geht als wichtigste Schlüsselzahl die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne, fachlich als „Astronomische Einheit" bezeichnet, ein. Alle Entfernungs- und Kursberechnungen sind somit von der Genauigkeit abhängig, mit der die Astronomische Einheit bekannt ist. Noch bis vor ganz wenigen Jahren, praktisch bis etwa 1960, war das Problem in astronautischer Hinsicht absolut unbefriedigend gelöst, denn aus den bis dahin üblichen astronomischen Methoden zur Bestimmung der Astronomischen Einheit, ergab sich nur eine Genauigkeit bis auf einige zehntausend Kilometer. Damit wurden die für die Flugbahnberechnung natürlich entscheidenden Positionen von Erde und Zielplanet bis auf einige Planetendurchmesser (!) ungenau. Unter diesen Voraussetzungen wäre es natürlich schwierig, einen korrekten interplanetaren Zielanflug auszuführen. Aus diesem Grunde betrieb man in der Sowjetunion, in England und in den USA mit besonderer Intensität Versuche, mit Hilfe extrem leistungsfähiger Radaranlagen Funkechos von Planeten (Venus und Merkur) zu erhalten, um die Entfernungen direkt bestimmen und die Astronomische Einheit daraus mit allergrößter Präzision ableiten zu können. Die Versuche waren erfolgreich und die „kosmische Elle", wie die „Astronomische Einheit" auch noch genannt wird, ist heute praktisch bis auf wenige Kilometer genau bekannt.
Trotz dieser Verbesserung prinzipieller Voraussetzungen bleibt natürlich aus technischen Gründen die Möglichkeit gewisser Abweichungen der Istbahn von der Sollbahn des Raumflugkörpers. Um den Zielanflug weiter zu verbessern, wären also doch gewisse Bahnkorrekturen notwendig. Über diesen Problemkreis soll ein Beitrag im nächstfolgenden Heft berichten.





Wie ein Fachmann, der Sie ständig begleitet



und Ihnen jegliche Einstellsorgen abnimmt, arbeitet die neue, vollautomatische PRAKTI mit Motivregister. Sie brauchen nur noch auszulösen und können sich unbelastet von technischen Problemen mit all Ihren Gedanken auf das Motiv konzentrieren. Belichtungszeit, Blende, Entfernung, Verschlußaufzug und Filmtransport sind bei der PRAKTI Funktionen der Vollautomatik und des Motivregisters.

PRAKTI

24x36 mm

Preis: 460,– DM



VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN

Pedro Antonio De Alarcón (1833–1891)

DIE KLARINETTE

„Don Basilio, spielen Sie doch etwas auf der Klarinette, wir möchten tanzen."
„Nein."
„Warum nicht?"
„Weil ich nicht kann."
„Er kann nicht! Hat es je solch einen Heuchler gegeben!"
„Wir wissen doch, daß Sie Obermusiker bei der Infanterie gewesen sind . . ."
„Und daß bis jetzt keiner so gut wie Sie Klarinette gespielt hat . . ."
„Also, tun Sie's doch, Don Basilio!"
„Nun denn – es ist wahr. Ich habe Klarinette gespielt, ich bin ein . . . ein Virtuose gewesen, wie man so sagt. Ebenso wahr aber ist, daß ich vor zwölf Jahren meine Klarinette verschenkte und daß ich seitdem keinen Ton mehr gespielt habe."
„Warum denn nicht?"
„Weil ich es geschworen habe."
„Wem?"
„Mir selbst und einer Toten – deiner armen Mutter, mein Kind."
Bei diesen Worten Don Basilios wurde die ganze Gesellschaft mit einem Male traurig.
„Ach", fügte der Alte bei, „wenn ihr wüßtet, was es mich gekostet hat, die Klarinette blasen zu lernen."
„Die Geschichte! Die Geschichte!" riefen die jungen Leute. „Erzählen Sie uns die Geschichte!"
„Es ist in der Tat eine Geschichte", sagte Don Basilio. „So hört denn."
„Es sind jetzt siebzehn Jahre her, daß in Spanien der Bürgerkrieg wütete, Karlos und Isabella stritten sich um eine Krone*, und die Spanier, in zwei Lager geteilt, vergossen ihr Blut in brudermörderischem Kampfe.
Ich hatte einen Freund, Jägerleutnant in meinem eigenen Bataillon; der trefflichste Mensch, den ich je gekannt. Wir waren zusammen erzogen worden, zusammen verließen wir die Schule, zusammen kämpften wir wohl tausendmal, und zusammen wünschten wir, für die Freiheit zu sterben. Ja, mein Freund liebte die Freiheit womöglich noch mehr als ich!
Da beging aber ein Vorgesetzter eine Ungerechtigkeit gegen meinen Freund Ramon; einen jener Mißbräuche der Macht, die uns die ehrenvollste Laufbahn verleiden. Mit einem Wort, als Opfer eines Willküraktes wünschte der Jägerleutnant aus den Reihen des Heeres zu treten. Ramons Stolz war so groß, daß er selbst dem Morgensterne keine Ungerechtigkeit hätte hingehen lassen! Alles, was ich sagen mochte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, war vergeblich. Es stand für ihn fest, daß er seinen Tschako gegen die Karlistenmütze vertauschen würde, obgleich er die Aufständischen auf den Tod haßte.
Wir standen damals in Katalonien, drei Meilen entfernt vom Feinde. Die Nacht, in der Ramon desertieren wollte, war regnerisch, kalt und traurig.
Um Mitternacht trat Ramon in mein Quartier. Ich schlief.
‚Basilio', flüsterte er mir ins Ohr.
‚Wer ist da?'
‚Ich bin's; lebe wohl!'
‚Du willst wirklich gehen?'
‚Ja, lebe wohl!' Damit ergriff er meine Hand. ‚Höre', fuhr er fort, ‚wenn es morgen zu der erwarteten Schlacht kommt und wir uns begegnen . . .'
‚Wir werden beide die Schlacht überleben.'
‚Gut. Dann wollen wir uns hinterher treffen.'
‚Wo?'
‚In der Einsiedelei von San Nicolas, um ein Uhr nachts; wer nicht kommt, gilt als gefallen.'
Wir umarmten uns herzlich, und Ramon verschwand im Dunkel der Nacht.
Wie wir befürchtet, oder besser gesagt, wie wir gehofft hatten, griffen uns die Karlisten tags darauf an. Der Kampf war sehr hart und dauerte von drei Uhr nachmittags bis zum Anbruch der Nacht. Ein einziges Mal sah ich Ramon. Sein Haupt war mit der breiten Karlistenmütze bedeckt, er war also bereits Kommandant.
Ich selbst war nicht so vom Glücke begünstigt. Die Gegner hatten mich zum Gefangenen gemacht.
Es war ein Uhr nachts, die Stunde meines Stelldicheins mit Ramon. Ich lag in einer Zelle des Gefängnisses von B., einer kleinen Ortschaft, welche die Karlisten besetzt hielten. Ich fragte nach Ramon, und man sagte mir: ‚Er ist ein Held. Er hat einen Obersten getötet, aber er wird gefallen sein.'
‚Wie?'
‚Ja, er ist nicht vom Schlachtfeld zurückgekommen.'
Ach, was habe ich in dieser Nacht gelitten! Nur eine Hoffnung blieb mir, daß nämlich Ramon in der Einsiedelei von San Nicolas auf mich warte

*) Don Karlos nahm nach dem Tode Ferdinands VII. (1833) den Königstitel an und entfachte einen Bürgerkrieg gegen die für spanische Verhältnisse liberale Regierung unter Königin Isabella II. – 1839 wurde ein Verzicht der reaktionären Karlisten auf den Königsthron erreicht.



Illustration: Wolfgang Würfel

und aus diesem Grunde nicht ins Lager der Karlisten zurückgekehrt sei.
Wie wird er betrübt sein, wenn er sieht, daß ich nicht zum Stelldichein komme, dachte ich. Er muß mich für tot halten. Und ist denn vielleicht meine letzte Stunde so ferne? Die Karlisten erschießen alle Gefangenen. Morgen muß ich sterben. Doch Ramon wird zuvor zurückkommen. Aber wenn er heute gefallen ist? Mein Gott, erlöse mich aus dieser Ungewißheit!
Als die Morgendämmerung kam, trat ein Geistlicher in meine Zelle. Alle meine Kameraden schliefen noch.
‚Der Tod!' rief ich beim Anblick des Priesters aus.
‚Ja', antwortete dieser sanft.
‚Schon jetzt?'
‚Nein, in drei Stunden.'
Jetzt erwachten meine Kameraden. Tausend Schreie, tausend Seufzer, tausend Flüche erfüllten den Kerker.
Ein Mensch, der in den Tod geht, pflegt sich an irgendeine Idee anzuklammern und von derselben nicht mehr zu lassen. Mir erging es so. Ich lag unter einem Alpdruck oder im Fieber; denn der Gedanke an Ramon, den lebendigen Ramon, den toten Ramon, an Ramon im Himmel, an Ramon in der Einsiedelei, bemächtigte sich meiner dermaßen, daß ich wie ein Wahnsinniger leblos, stumpfsinnig verharrte.
Man nahm mir die Kapitänsuniform ab und gab mir Mütze und Mantel eines gemeinen Soldaten. So trat ich mit meinen zwanzig Kameraden den Todesgang an.
Nur ein einziger von ihnen entging der Hinrichtung – weil er Musiker war. Den Musikern schenkten sie nämlich das Leben, teils, weil sie von denselben im Kampf nichts zu fürchten hatten, teils, weil sie Musiker für ihre Bataillone brauchten . . ."
„Und waren Sie Musiker, Don Basilio? Wurden Sie dadurch gerettet?" fragten die Zuhörer wie aus einem Munde.
„Nein, Kinder", antwortete der Veteran, „ich war kein Musiker. Das Karree wurde gebildet und wir in die Mitte gestellt. Ich hatte die Nummer zehn, das heißt, ich sollte als zehnter sterben.
Dann begann die Erschießung. Die Salven machten mich wahnsinnig. Da mir die Augen verbunden waren, konnte ich meine Kameraden nicht sehen. Ich wollte aber die Salven zählen, um zu wissen, wann die Reihe an mir sei. Doch bevor zum drittenmal Feuer gegeben wurde, vermochte ich nicht weiter zu zählen. Oh, diese Schüsse werden ewig in meinen Ohren widerhallen. Bald glaubte ich, sie tausend Meilen entfernt zu hören, bald schien es mir, als würden sie in meinem eigenen Kopf abgefeuert. Eine Salve folgte der anderen. Jetzt! dachte ich. Und die Salve krachte, aber ich war noch am Leben. Diese ist's, sagte ich mir zum letztenmal. Und da fühlte ich, wie man mich an den Schultern faßte, mich schüttelte und mir ins Ohr schrie. Ich fiel bewußtlos zur Erde und träumte, ich sei erschossen.
Etwas später träumte ich, ich läge ausgestreckt auf einem Bett im Gefängnis. Ich erhob die Hand zu den Augen, um mir die Binde abzunehmen, und spürte, daß meine Augen weit offen waren. Das Gefängnis war also vollkommen dunkel. Von fern hörte ich Glocken läuten – und begann zu zittern. Es war das Totengeläut. Neun Uhr abends, dachte ich, aber an welchem Tage? Ein Schatten, noch dunkler als die Finsternis des Kellers, neigte sich über mich. Es schien ein Mann zu sein. Und die andern, die andern zwanzig? Alle waren erschossen worden. Und ich? Ich lebte oder fieberte im Grabe. Meine Lippen murmelten mechanisch einen Namen, den Namen, den ich immer dachte: ‚Ramon'!
‚Was willst du?' antwortete der Schatten an meiner Seite.
Ich erschrak. ‚Mein Gott!' rief ich aus, ‚bin ich im Jenseits?'
‚Nein', sagte dieselbe Stimme.
‚Ramon, du lebst?'
‚Ja.'
‚Und ich?'
‚Du auch.'
‚Wo bin ich? Ist dies die Einsiedelei von San Nicolas? Bin ich nicht gefangen? Habe ich denn alles geträumt?'

‚Nein, Basilio, du hast nicht geträumt. Höre: Gestern habe ich den Obersten in der Schlacht getötet. Ich war gerächt. Ich war sehr ermattet, als der Mond aufging und ich mich deiner erinnerte. So lenkte ich denn meine Schritte nach der Einsiedelei von San Nicolas, in der Absicht, dich zu erwarten. Es war zehn Uhr, wir waren erst für ein Uhr verabredet, ich hatte in der vorangegangenen Nacht kein Auge geschlossen – ich schlief ein. Um ein Uhr erwachte ich mit einem Schrei. Ich hatte geträumt, du wärest gestorben. Ich schaute um mich und fand mich allein.

Und du? Es schlug zwei, drei, vier Uhr. Welch schreckliche Nacht! Du kamst nicht. Ohne Zweifel warst du tot; dieser Gedanke brachte mich zur Verzweiflung. Als es hell wurde, verließ ich die Einsiedelei und suchte meine Truppe wieder auf. Alle hatten mich für tot gehalten. Als sie mich sahen, umarmten sie mich, überhäuften mich mit Lobsprüchen und sagten mir, einundzwanzig Gefangene sollten erschossen werden.

Eine schlimme Ahnung stieg in mir auf. Ob vielleicht Basilio unter ihnen war. Ich rannte los. Das Karree war schon gebildet. Ich hörte Schüsse. Man hatte mit dem Erschießen bereits angefangen. Ich strengte meine Augen an, konnte aber nichts sehen. Der Schmerz machte mich blind; die Furcht beraubte mich der Sinne. Endlich erkannte ich dich! Nur noch zwei fehlten, bis die Reihe an dich kam... Was tun? Ich war außer mir, stieß einen Schrei aus, faßte dich in meine Arme und rief mit heiserer, zitternder Stimme: „Den nicht! Diesen nicht, mein General!“

Der kommandierende General, der meine tapfere Haltung kannte, fragte mich: „Warum denn? Ist er Musiker?“

Dieses Wort war für mich, was für einen Blindgeborenen der plötzliche Anblick der Sonne an einem Frühlingstag sein muß. Das Licht der Hoffnung erglänzte vor meinen Augen so plötzlich, so mächtig, so überquellend, daß es sie blendete.

„Musiker!“ rief ich, „ja, ja, Herr General, er ist Musiker, ein großer Musiker!“

„Welches Instrument spielt er?“ fragte der General.

„Den ... die ... die – ja richtig, die Klarinette.“

„Brauchen wir einen Klarinettisten?“ fragte der General, gegen die Musikkapelle gewendet. Fünf Sekunden – fünf Jahrhunderte dauerte die Antwort.

„Ja, Herr General, wir brauchen einen“, antwortete schließlich der Kapellmeister.

„So nehmt diesen Mann aus der Reihe und macht weiter.“

Da faßte ich dich in meine Arme und führte dich in dieses Gelaß.‘

Kaum hatte Ramon zu sprechen aufgehört, da erhob ich mich und sagte ihm unter Weinen und Lachen, indem ich ihn zitternd umarmte: ‚Ich danke dir das Leben!‘

‚Nicht ganz‘, antwortete Ramon. ‚Kannst du Klarinette blasen?‘

‚Nein.‘

‚Dann bist du verloren.‘

Wahrhaftig, Kinder, jetzt überlief es mich kalt.

‚Und verstehst du überhaupt etwas von Musik?‘ fragte Ramon schließlich.

‚Ein wenig, sehr wenig; du weißt, was wir in der Schule lernten.‘

‚Das heißt wenig, oder, besser gesagt, nichts. Du mußt sterben. Und ich auch, als Verräter, als Betrüger! In vierzehn Tagen soll die Kapelle gebildet sein, zu der du gehörst.

‚Vierzehn Tage!‘

‚Nicht mehr und nicht weniger. Und da du die Klarinette nicht spielen kannst, denn Gott wird kein Wunder tun, werden Sie uns beide ohne Erbarmen erschießen.‘

‚Dich erschießen!‘ rief ich aus, ‚dich, um meinetwillen, der ich dir das Leben danke! Ach nein, das wird der Himmel nicht wollen. In vierzehn Tagen werde ich etwas von Musik verstehen und die Klarinette blasen.‘

Ramon brach in Lachen aus.

Was soll ich noch viel erzählen, Kinder? In vierzehn Tagen – o Macht des Willens – in vierzehn Tagen und vierzehn Nächten (denn einen halben Monat schlief und ruhte ich nicht), in vierzehn Tagen lernte ich die Klarinette blasen.

Was waren das für Tage! Ramon und ich gingen aufs Feld hinaus und brachten den Tag mit einem Musiker aus dem nahen Dorfe zu, der mir Unterricht gab.

Flucht! Dieses Wort lese ich in euren Augen. Aber ein Entfliehen war unmöglich; ich war Gefangener und wurde bewacht. Und Ramon wollte nicht ohne mich entfliehen. Ich sprach nicht, dachte nicht, aß nicht. Ich war wahnsinnig. Meine fixe Idee war die Musik, die Klarinette. Ich wollte lernen, und ich lernte. Wäre ich stumm gewesen, ich hätte sprechen gelernt, lahm oder blind, ich hätte gehen und sehen gelernt. Denn ich wollte! Oh, der Wille tut alles: Wollen ist Können! Ich wollte: das ist das große Wort; ich wollte: und erreichte es. Lernt diese große Wahrheit.

So rettete ich denn mein Leben. Aber ich war verrückt geworden: Mein Wahnsinn war die Kunst. Drei Jahre lang legte ich die Klarinette nicht aus der Hand. Do, re, mi, fa, so, la, si, das war fortan meine Welt. Mein Leben bestand im Klarinettenblasen. Ramon verließ mich nicht. Wir wanderten gemeinsam nach Frankreich, und in Frankreich fuhr ich fort, Klarinette zu spielen. Die Menschen, die berühmten Künstler drängten sich, um mich zu hören. Ich war eine Merkwürdigkeit, ein Wunder. Die Klarinette nahm alle Formen unter meinen Fingern an: sie wurde weich, sie seufzte, weinte, schrie, brüllte; sie ahmte den Vogel, das wilde Tier, das menschliche Weinen nach. Meine Lunge war wie von Stahl.

Und so lebte ich zwei weitere Jahre. Am Ende derselben starb Ramon. Der Anblick seines Leichnams gab mir die verlorene Vernunft zurück. Ich griff nach der Klarinette – und konnte sie nicht mehr blasen.

Wollt ihr jetzt noch, daß ich euch zum Tanz aufspiele?“



Polytechnik für den Rationalisator (I)

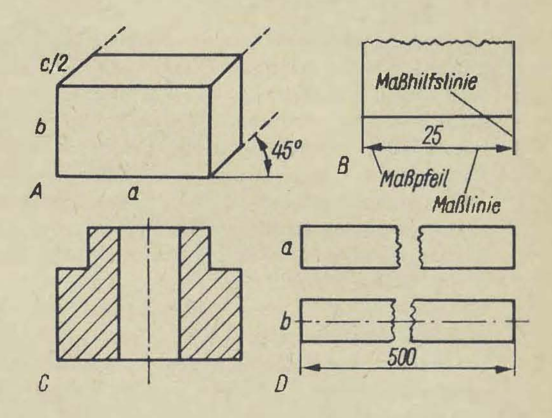
Soldat Krause hatte eine Idee, eine Rationalisatorenidee! Junge, Junge! dachte er. Wenn man an dieses Gerät hier ein Dingsda, ein Gleitlager oder wie das heißen mag, anbringen würde, könnte man massig Ausbildungszeit sparen. Man müßte nur wissen, wie man so ein Ding baut ...
Ja, man müßte wissen. Soldat Krause wußte leider nicht, und seinem Bettnachbarn fehlte es auch an den handwerklichen Kenntnissen. Neidisch dachte Krause an seinen jüngeren Bruder. Der Bengel hat vielleicht ein Glück. Bekommt in der Schule polytechnischen Unterricht, sitzt in der Freizeit zu Hause und bastelt – der wüßte bestimmt, wie man so ein Dingsda, so ein Gleitlager oder wie das heißen mag, baut. Und da Krause ein pflichtbewußter eifriger Soldat ist, setzte er sich unverzüglich hin und schrieb seinem Bruder.
Die Antwort kam prompt: „Da Du mir wegen der Geheimhaltung nicht mitteilen kannst, wie das Ding aussehen soll, kann ich Dir leider auch nicht helfen. Hier noch ein Tip: Abonniere die „Armee-Rundschau!"
Und das erwies sich als guter Tip; denn schon in diesem Heft beginnt ein kleiner Lehrgang für den Rationalisator (auch für den, der es noch werden will), und in jedem der nächsten Hefte wird dazu ein Beitrag erscheinen. Was es da zu lesen und zu lernen gibt? Hier eine kleine Kostprobe:

- **„Messen ist die halbe Arbeit",**
- **„Der Hammer will gehandhabt sein",**
- **„Der Schneider, der Gewinde macht",**
- **„Löten keine Kunst"**

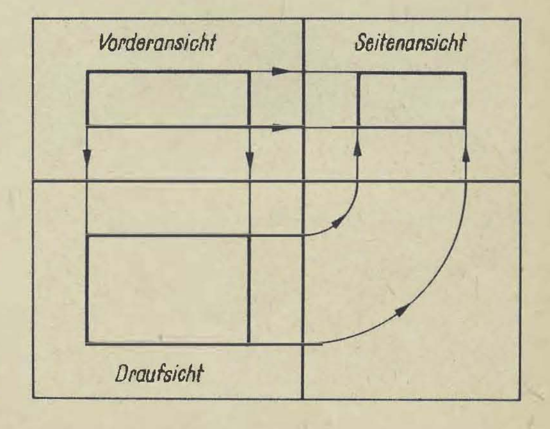
Natürlich können wir in der „AR" kein Lehrbuch kapitelweise abdrucken. Doch wird manchem geholfen werden, der mit irgend so einem „Dingsda" nicht zu Rande kommt. Und was nehmen wir uns als erstes vor?

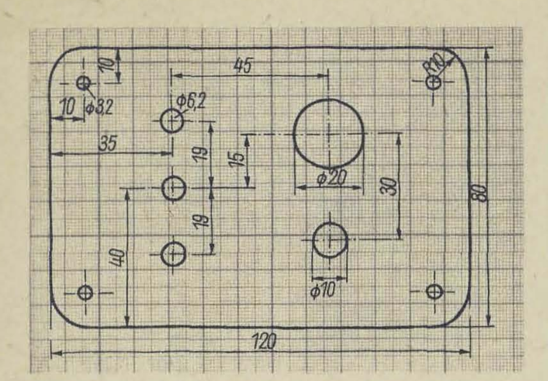
Die technische Zeichnung

Die Grundlage für eine handwerkliche Arbeit ist die technische Zeichnung. Diese enthält alle Maßangaben für das zu fertigende Werkstück. Von der Zeichnung übertragen wir die angegebenen Maße auf das Werkstück, erst danach wird dieses bearbeitet. So erleichtern wir uns die Arbeit, denn Papier ist geduldiger (und auch billiger) als der benötigte Werkstoff. Auf dem Papier können wir im Maßstab 1:1 solange probieren, bis wir die endgültige Lösung gefunden haben. Wollen wir ein einfaches Werkstück darstellen, so benutzen wir die Perspektive nach Bild 1 A mit einem Winkel von 45°. Wir zeichnen erst die Vorderansicht und ziehen dann unter einem Winkel von 45° die in die Tiefe verlaufenden Linien. Die Tiefenlinien erscheinen in halber Größe. Zur Bemaßung eines Werkstückes bringen wir an den sichtbaren Körperkanten Maßhilfslinien an, zwischen denen senkrecht dazu die Maßlinie liegt. Diese wird durch zwei Maßpfeile begrenzt. Auf die Maßlinie schreiben wir das Maß in Millimetern, siehe Bild 1 B.



Zur bildlicheren Darstellung zeichnen wir hohle Werkstücke in einer Schnittdarstellung. Dabei denken wir uns das Werkstück in Richtung der Körperachse in zwei Teile zerlegt. Die dabei geschnittenen Materialflächen werden dann in der Zeichnung schraffiert (Bild 1 C). Lange, gleichförmige Werkstücke werden wir natürlich nicht in voller Länge auf das Papier zeichnen, sondern abgebrochen, wie Bild 1 D zeigt. Soll ein Werkstück genauer dargestellt werden, müssen wir





mehrere Ansichten zeichnen, wobei allgemein drei Ansichten genügen (Bild 2). Blicken wir von vorn auf den Gegenstand, so kann man danach die Vorderansicht zeichnen. Von links sehen wir auf eine Seitenansicht, die in der Zeichnung rechts neben der Vorderansicht dargestellt wird. Betrachten wir den Gegenstand von oben, so haben wir die Draufsicht, die in der Zeichnung unter der Vorderansicht liegt. Die entsprechenden sichtbaren Körperkanten verlaufen in allen drei Ansichten jeweils parallel (Dreiseitenriß).

Bild 3 zeigt eine freihändig gezeichnete technische Skizze, wie wir sie als Grundlage zu unserer Arbeit verwenden wollen. Es sind darin alle Maße angegeben, um das Werkstück fertigen zu können. Wiederkehrende Maße, wie z. B. die Bohrungen in den vier Ecken, zeichnen wir nur einmal mit den Maßen ein. Die technische Skizze führen wir mit einem mittelharten Bleistift (HB bis 3H) aus, auf Millimeterpapier oder kariertem Papier (mit Karos von 5 mm). Das erleichtert uns das freihändige Linienziehen. Saubere Tuschezeichnungen werden auf Transparentpapier oder gutem Zeichenkarton ausgeführt. Für die korrekte Anfertigung von technischen Zeichnungen gibt der Standard TGL 9727 (Blatt 1 bis 5) Auskunft. Als Literatur wird empfohlen das Buch „Technisches Zeichnen" von Bachmann-Forberg, B. G. Teubner, Verlagsgesellschaft, Leipzig (14. Auflage 1961, Preis 10,–DM).

Ing. Schubert

Und im nächsten Heft: **Messen ist die halbe Arbeit**

Kleine Kniffe

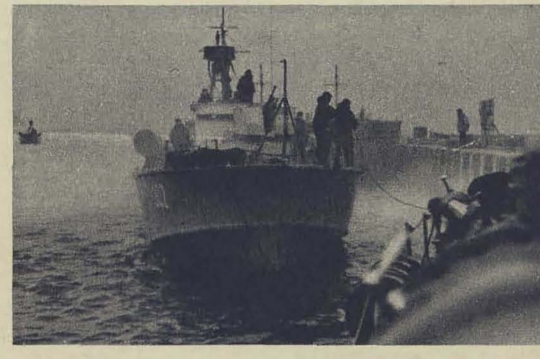
Saubere Zeichnungen in Tusche erhält man mit einem Tuschefüllhalter „Lineator", der mit Federn verschiedener Strichstärke versehen werden kann. Die Bleistiftzeichnung kommt als Vorlage unter das Transparentpapier.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18x24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 4/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3



Gewehr und Kran und mein Gedicht

MEINE WAFFE

Blondes Haargebüsch seh ich vor mir,
Deine Hand, die Kindersträhnen kost.
In mir hör ich wie mein Sehnen tost,
Doch ich sitz mit kaltem Eisen hier.

Blaues Eisen, langgezogen, daß es blitzt,
Ruhig liegt es, lautlos, voll Verderben.
Wüten Scherbenmacher, fallen Scherben,
unsre Welt scheint Glas, wie angeritzt.

Glasklar sind auch deine Augen,
und sie sollen nie in Brüche gehn.
Deine Haare soll kein Wind verwehn,
Deine Hand soll zum Liebkosen taugen.

Blaues Eisen, langgezogen, Schloß und Lauf,
ich umfaß dich fest mit meiner Faust,
daß kein Totensturm mehr Kinderhaar [zerzaust,
halte die Verderber auf.

Blondes Haargebüsch seh ich vor mir,
Deine Hand, die Kindersträhnen kost,
in mir hör ich wie mein Sehnen tost,
steh mit kaltem Eisen, heißem Denken hier.

WER IST PARTEI?

Partei — das bin ich,
Einer von vielen,
Kranführer,
Fernstudent.
Mitglied der AGL
Und der Ständigen Produktionsberatung.

Partei — das bin ich,
Meine Zweifel,
Meine Wünsche,
Meine Träume,
Meine freie Zeit in Versammlungen,
Über die die Frau schimpft.

Partei — das bin ich,
Meine Frau,
Meine Kinder,
Zwei und fünf Jahre,
Sie sollen leben,
Und mein Leben soll gut sein.

Partei — das bin ich,
Mein Streit mit dem Kumpel,
Um ehrlichen Lohn,
Meine Zigarette,
Die ich mit ihm teile,
Und mein Fluch auf manche Plackerei.

Partei — das sind wir,
Unser Knobeln am Verbessern,
Unsere Freude über die Prämie,
Unser Zusammenhocken,
Damit für immer die Lohntüte stimmt.
Und für alle.

Partei — das sind wir,
Unsere Familie,
Unsere Arbeit,
Unser Heute,
Unser Morgen.
Partei — das ist millionenmal ein „Ich".



Es mag nicht immer einfach sein, einen Verseschmied vorzustellen und oft ist es wohl noch mühevoller, das eine oder andere Gedicht richtig zu deuten. Unsere Leser mit dem jungen Lyriker Günter Engelmann bekannt zu machen, bereitet kein Kopfzerbrechen, und das, was er in Versen zu sagen hat, ist unzweideutig formuliert und jedermann verständlich.
Der 26jährige Kranführer aus dem Berliner Gaswerk Dimitroffstraße stellt sich gewissermaßen selbst vor. Sein Gedicht „Wer ist Partei?“ spricht von den Freuden und Sorgen seines Lebens. Mehr noch: Es ist ein Bekenntnis – einfach und ehrlich.
Vor einigen Wochen weilte Günter Engelmann zu einem Reservistenlehrgang in der Nationalen Volksarmee. Er hat seinen Wehrdienst als Eisenbahnbaupionier vorbildlich und in Ehren erfüllt. Die harte Ausbildung und die straffe Organisiertheit des Dienstes haben ihm neue Erkenntnisse vermittelt, die er als notwendig und nützlich betrachtet. Die hier veröffentlichten Gedichte – ausgenommen „Wer ist Partei?“ – schrieb er während seines Soldatseins. Im Februar dieses Jahres wurde Günter Engelmann für seine künstlerischen Leistungen mit dem Ernst-Zinna-Preis 2. Klasse geehrt.

GEDICHTE

Gedichte ändern keine Welt,
mein Kran und mein Gewehr,
die Hand, die ihre Hebel hält,
die zwingen Welten her.

Gedichte ändern eine Welt,
sie ändern Kopf und Herz,
sie ändern den der Hebel stellt,
so zwingen sie das Erz.

Gedicht und Kran und mein
Gewehr,
die zwingen Welten her.

DER KRAN UND DU

Es hilft nicht reden, streicheln,
gute Worte sagen.
Die ganze Schicht durch
streikt er stundenlang.
Kein Fluchen fruchtet,
kein Verzagen,
Kein Schimpfwort und
kein Lobgesang.
Ich rede ihm
mit Engelszungen zu.
Er bockt und schweigt,
wie manchmal Du.

WACHE

Die Kasernenwand zerteilen Ästeschatten,
die der Eiswind schaukelnd auf und nieder wiegt,
und mit kaltem Hauch an meiner Stirne liegt,
Zäune werfen Gitterstreifen mit den Latten.

Gelbrot hängt die große Himmelsscheibe,
wie gestochen in dem schwarzen hohen Rund.
In der Ferne kläfft voll kalter Wut ein Hund,
Während ich mir meine klammen Finger reibe.

Ausgestampfte Furchen sind die Postenpfade,
die die Stiefel knarrend messen, Schritt für Schritt.
Stahlhelmschatten wandert auf dem Schneefeld mit,
und ich rücke meine gute Waffe grade.

Langsam stapft die Zeit durch unsre Postennacht,
lauschend, schreitend, spähend stehen wir auf Wacht.





Wie hieß denn DER?

Zugegeben, liebe Filmfreunde, es mögen einige Jahre vergangen sein, als Ihnen diese geheimnisvolle Tänzerin in einem Filmstreifen begegnete, der an Spannung nichts zu wünschen übrigließ. Aber: Die feurigen Tänze dieser schwarzhaarigen Schönheit sind wohl schwer zu vergessen und so werden Sie sich sicher auch diesmal des richtigen Filmtitels erinnern. Notieren Sie ihn wie immer auf eine Postkarte (Kennmarke rechts unten nicht vergessen). Letzter Einsendetermin (Datum des Poststempels) ist der 1. Mai 1963. Unter den Einsendern von richtigen Lösungen werden durch das Los drei Gewinner ermittelt.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **„Film gestern und heute." Gedanken und Daten zu sieben Jahrzehnten Geschichte der Filmkunst, von Horst Knietzsch. 547 S., reich illustriert – und Szenenfoto.**
2. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1962 in zwei Sammelmappen und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die richtige Lösung des März-Rätsels hieß: „Der letzte Schuß".

Die Gewinner unseres Februar-Rätsels sind:

1. J. Lüllwitz, Burg bei Magdeburg
2. K.-H. Eiling, Schwanefeld
3. Soldat Herbert Haupt, Preddöhl

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau

BACKBORDTURBINE *seeklar*

Ruhig liegt das Schiff „Karl Marx" im Hafen. Es ist Nacht. Die Matrosen schlafen. Nur der Posten geht auf der Pier auf und ab. Im Deck 6 dringt das matte Licht der Alarmbeleuchtung in die engen Gänge zwischen Spinde und Kojen. Einige Kojen sind leer. Landgänger. Hie und da schnarcht einer. Ein anderer wälzt sich schwerfällig auf die andere Seite und versinkt erneut in tiefen Schlaf.

Gegen Mitternacht belebt sich das Deck. Die Landgänger kehren zurück. Schritte, Gespräche, Poltern. Leicht schwankend steuert Matrose Peter Broll, ein kleiner brauner Lockenkopf, Manövergast an der Backbordturbine, seine Koje an. Etwas zu tief ins Glas geguckt? Schön war's heute abend. Ja, auch die Mädchen und die Musik. Aber Broll fand heute etwas ganz anderes schön. Das Gefühl nämlich, von den Kameraden richtig verstanden zu werden, ihr festes Vertrauen zu besitzen.

Er hatte dem Stabsmatrosen Gerd Schäfer und Obermaat Ulrich Birkenfeld von der Steuerbordturbine aus seiner Kindheit erzählt. Die war nicht gerade freudvoll. Zwistigkeiten zwischen den Eltern, später deren Scheidung, ließen ihn die Liebe und Wärme des Elternhauses vermissen. Er geriet auf wacklige Planken. Als Betriebsschlosser verdiente Peter gutes Geld. Davon zeugt die „Jawa", die er zu Hause stehen hat. Aber manche Mark goß er sinnlos durch die Kehle. Auch seine Mutter, bei der er lebte, vermochte den kleinen Ludrian nicht zu zügeln.

Im April 1962 wurde Peter eingezogen. Jetzt hieß es, sich umstellen. Das fiel ihm nicht leicht. Aber er gab sich Mühe. Schließlich nahm ihn im September das starke Kollektiv der „Karl Marx" an Bord. Peter lernte und arbeitete fleißig. Die Genossen halfen ihm. Besonders in dem aufgeweckten langen Schäfer fand er bald einen guten Kameraden und Lehrmeister. Unter seinen Fittichen wurde Peter zu einem der Besten im Gefechtsabschnitt. Aber sein Vertrauen zu den Genossen, mit denen er täglich arbeitete, reichte über die Arbeit nicht hinaus. In seinem tiefsten Innern wurde er lange nicht warm mit ihnen. Erst heute abend war der Knoten bei ihm richtig geplatzt. Nun fühlte er sich irgendwie leichter, beschwingter. Umständlich zieht sich Peter Broll aus. Dabei stößt er – auch das noch! – die Back um, die in einem der Gänge steht. Was die nachts nur hier zu suchen hat? Das ist doch verboten! Laut krachend stürzt der Klapptisch zusammen. Waschzeug, Kleiderpäckchen des Obermaats Hartmut Pfeffer vom E-Abschnitt liegen verstreut am Boden. Eine schöne Bescherung.

Verärgert sieht Broll auf das, was er angerichtet hat. Doch da ist im Deck auch schon der Teufel los. „Ruhe!" Die Schläfer sind wach geworden. Einige Genossen lachen über Peters Mißgeschick. „Welcher Hornochse war denn das?" fährt Pfeffer augenzwinkernd aus dem Schlaf. Er erkennt Broll, der sich, noch in Unterhosen, daran macht, wieder aufzuräumen.

Der kleine Broll, ein Hitzkopf, fühlt sich sofort angesprochen. „Was heißt hier Hornochse?" platzt er unter der Wirkung des Alkohols hervor. Ein heftiges Wortgefecht entspinnt sich zwischen Broll und Pfeffer. Da geht Birkenfeld dazwischen. Auch Schäfer ist sofort zur Stelle. Gemeinsam versuchen sie, Broll zu beruhigen. Doch der fühlt sich beleidigt. Wie kann er da ruhig bleiben? „Sei endlich still jetzt!" fährt Birkenfeld ihn scharf an. „Wir sprechen morgen früh darüber!" Erst jetzt fügt sich Broll, wenn auch widerwillig. Die nächtliche Ruhe im Deck 6 ist wiederhergestellt.

Schäfer und Birkenfeld verstehen Brolls Zorn, obwohl sie sein ungebührliches Verhalten gegenüber einem Vorgesetzten keineswegs billigen. Ausgerechnet jetzt muß ihm die Sache mit der Back passieren! Gerade hatte er festes Vertrauen geschöpft. Das ist vorerst einmal erschüttert. Schäfer hatte eigentlich vor, Broll in die neue FDJ-Leitung vorzuschlagen, die in Kürze gewählt werden soll. Aber nun? Soll er bei seinem Vorschlag bleiben? Zusammen mit Birkenfeld sieht er sich einer schwierigen Aufgabe gegenüber. Die können sie nicht alleine bewältigen. Hier muß das Kollektiv helfen. Aber wie?

Am nächsten Morgen im Turbinenraum. Die Maschinen und Aggregate singen dröhnend ihr Lied. Die ölhaltige Luft ist bis auf über 30 Grad erhitzt. Gefechtsalarm war gegeben worden. Beschleunigt Seeklarmachen! In Rekordzeit hatten es die Genossen geschafft. Nun überwachen sie schwitzend den Lauf ihrer Anlagen, tragen die Daten ins Betriebsbuch ein.

An seinem Arbeitspult steht Stabsmatrose Schäfer. Er kontrolliert die letzten Eintragungen seines Manövergasten Broll. In Ordnung, nimmt er befriedigt zur Kenntnis. In der Arbeit hatte er mit ihm noch nie Schwierigkeiten. Broll kann die Anlage auch alleine fahren. Nur die Fahrpraxis auf See fehlt ihm noch. Da klopft jemand Schäfer von hinten auf die Schulter. Meister Dölling, der Kommandeur des Turbinenabschnittes. Er weiß, daß ihm der lange Schäfer, der FDJ-Sekretär seines Abschnittes, eine starke Stütze ist.

„Haben Sie jetzt mal etwas Zeit?" brüllt er Schäfer ins Ohr.

„Klar!" Schäfer geht hinüber zur Kühlwasserpumpe, über die sich Broll gerade beugt. „Fahren Sie ein paar Minuten alleine weiter. Ich komme gleich wieder." Broll nickt.

Um dem Maschinenlärm und der Hitze aus dem Wege zu gehen, klettern Dölling und Schäfer an Oberdeck. Genießerisch atmen sie die klare Luft ein. Dölling hatte vor Dienstbeginn mit Broll gesprochen. Der hatte sich stur gestellt. Angeblich könne er sich an nichts mehr erinnern. Als Dölling ihm jedoch zu verstehen gab, daß er ihn zur Verantwortung ziehen müsse, gab Broll klein bei. Es sei nun einmal passiert, da werde er auch dafür geradestehen.

„Das ist seine ganze bisherige Stellungnahme", fährt Dölling fort. „Aber damit können wir uns nicht zufrieden geben. Auch Pfeffer müssen wir einige Takte sagen."

Schäfer pflichtet ihm bei. „Es ist das beste, die Sache in einer FDJ-Versammlung zu beraten. Da können alle sagen, was sie darüber denken. Das wird den beiden am besten helfen, ihre Fehler zu erkennen. Bei Broll, meine ich, war es wirklich nur ein Ausrutscher."

„Seine Schuld hat er, glaube ich, schon erkannt. Er gibt das nur nicht offen zu. Wann, meinen Sie, wollen wir die FDJ-Mitglieder zusammenrufen?"

„Am besten gleich heute", antwortet Schäfer, der die Sache nicht auf die lange Bank schieben möchte. „So schnell wie möglich."

„Gut", sagt Dölling. „Ich werde mit Oberleutnant Rossack sprechen. Der GA-Kommandeur wird sicher selbst daran interessiert sein. Gehen Sie jetzt wieder hinunter. Ich gebe Ihnen dann Bescheid."

Es ist schon Abend, als sich die FDJ-Mitglieder des Turbinen- und E-Abschnittes im Klubraum des Standortes versammeln. Alle wissen, daß es hier um Broll gehen soll. Schäfer und Birkenfeld sind den ganzen Nachmittag herumgerannt, um sie zu dieser außergewöhnlichen Beratung einzuladen. Um Broll soll es gehen? Um ihn allein? Nein! Die umgeworfene Back förderte mit einem Schlage ans Tageslicht, daß im ganzen Kollektiv etwas nicht stimmt. Das Vertrauensverhältnis untereinander ist nicht recht im Lot. Wie konnte Pfeffer gegen die Decksordnung verstoßen und Broll beschimpfen. Warum brauchte Broll so lange, um sich den Genossen anzuvertrauen? Auf diese Fragen muß hier geantwortet werden.

Broll, der sonst quicklebendige Bursche, sitzt da und macht ein Gesicht wie zehn Tage Regenwetter. Einige Kameraden hatten vor der Versammlung versucht, ihm Mut zuzusprechen: Mach dir nichts draus, das geht vorbei. Aber wie soll ich mir nichts daraus machen? Ich gab den Anlaß zu dieser Versammlung.

Schäfer schildert den Vorfall. Er läßt nichts aus, was wichtig ist. Schäfer ist ein prima Kerl, denkt Broll. Was er anpackt, hat Hand und Fuß. Er hat mir schon oft geholfen. Bei ihm habe ich viel ge-



Turbinenraum, Herz des Schiffes. Von den Manometern liest Fahrmaat Schäfer die Pulsschläge seiner Turbine ab und überwacht, assistiert von seinem Manövergasten, die Einhaltung der befohlenen Fahrstufe.

lernt. Also hat er mich heute auch vor die FDJ-Versammlung zitiert, um mir zu helfen. Aber was werden die anderen sagen? Birkenfeld, Anger usw.?
Während Stabsmatrose Brodowski spricht, E-Fahrmaat und Parteimitglied, vergleicht Broll in Gedanken die Versammlung mit einer Gerichtsverhandlung. Anklageschrift, Vernehmung, Zeugenaussagen, Urteilsverkündung. Doch sofort verwirft er diesen absurden Gedanken. So'n Quatsch! Ich bin doch kein Verbrecher. Die Genossen wollen mir helfen. So weh es mir auch tut.
Eigentlich bin ich doch ein Hornochse. Mußte es denn so weit kommen? Hätte ich doch nicht soviel getrunken! Brodowski sagt das auch. Aber er lobt auch meine Arbeit, sie sei sehr gut. Das ist wohl etwas übertrieben. Aha, jetzt kriegt auch Pfeffer sein Fett ab. Richtig so, man gebraucht keine Schimpfworte. Schon gar nicht als Vorgesetzter. Deshalb bin ich ja so auf die Palme geklettert. Gut, Brodowski, sprichst mir aus dem Herzen.
Und die anderen? Meister Dölling, Matrose Naumann, Leutnant Prinz und Obermaat Jablonka hauen in die gleiche Kerbe wie Brodowski. Obermaat Birkenfeld geht sogar noch ein Stück weiter. Er fühlt sich ebenso schuldig, weil er mich gestern nicht rechtzeitig vom Trinken zurückhielt. Das stimmt zwar, aber die Hauptschuld liegt bei mir. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Ich soll auch sprechen, verlangen die Genossen. Was sage ich nur?
Mit gesenktem Kopf steht Broll auf. Er spricht langsam, leise, abgehackt. Freimütig bekennt er sich zu seinem Vergehen. Das war falsch, was ich tat. Ich habe das eingesehen. Es wird mir eine Lehre sein. Entschuldigt, Genossen! Die Aussprache gestern abend mit den Genossen Schäfer und Birkenfeld hat mir viel gegeben. Jetzt weiß ich, wo mein Platz ist. In meiner Arbeit werde ich beweisen, daß ich das ernst meine.
Ein offenes Bekenntnis. Broll setzt sich. Die Genossen hatten ihm aufmerksam zugehört. Sie glauben ihm. Er meint es ehrlich.
Neugierig, wie seine Stellungsnahme angekommen ist, verfolgt Broll die weitere Diskussion. Aber keiner mehr spricht zu ihm, zu seinem Vergehen. Nanu? Solch eine Wandlung! Die inneren Beziehungen des Kollektivs untereinander stehen plötzlich im Mittelpunkt. Gehört das eigentlich hierher?
Noch einmal spricht Meister Dölling. Er gesteht selbstkritisch ein, daß er, ebenso wie andere Unteroffiziere, sich nicht genügend bei den Matrosen blicken läßt. Matrose Mosch sagt, er habe Hemmungen, wenn er mit seinen persönlichen Sorgen zu den Vorgesetzten gehen soll. „Sie sollen doch zu uns kommen“, verlangt er. „Da wächst das Vertrauen“. Obermaat Birkenfeld schneidet das Problem Kameradschaft an. Der wachhabende Manövergast zum Beispiel kriegt oft nur kaltes Essen, wenn er abgelöst ist, bemängelt er. Stimmt, mir ging es auch schon so, geht es Broll durch den Kopf. Jawohl, in einem richtigen Kollektiv darf so etwas nicht vorkommen.
Broll spürt: was hier gesagt wird, geht jeden an. Alle müssen helfen, das Kollektiv zu festigen.



Zwei Freunde – Herrscher über einige tausend PS. Matrose Peter Broll und Stabsmatrose Gerd Schäfer.

Nicht nur in der täglichen Arbeit an Bord, sondern auch im persönlichen Umgang untereinander muß sich einer auf den anderen verlassen können.
Als Broll sich an diesem Abend in seine Koje schwingt, steht für ihn fest: Die Kameraden lassen keinen im Stich! Ich werde sie nicht enttäuschen!
Am Morgen nach der Berichtswahlversammlung, auf der die Genossen Schäfer, Birkenfeld und Broll in die FDJ-Leitung gewählt wurden, schrillt laut ein Klingelsignal durch das ganze Schiff.
„Gefechtsalarm! Beschleunigt Seeklarmachen!“ Alle rennen auf ihre Gefechtsstationen. Auch Schäfer und Broll schwingen sich durch die enge Luke hinunter in den Turbinenraum. Der GA-Kommandeur steht schon auf seinem Befehlsstand.
„Klarmachen zum Anfahren!“, hören sie ihn befehlen. Minuten angestrengter Arbeit beginnen. Die heiße ölige Luft treibt ihnen bald den Schweiß aus allen Poren. Broll überprüft die Anlage, schaltet den Dampf durch und überwacht das Warmlaufen der Maschine.
Nach kurzer Zeit kann Stabsmatrose Schäfer dem GA-Kommandeur melden: Backbordturbine seeklar!
Rolf Dressel

NACHGELESEN –



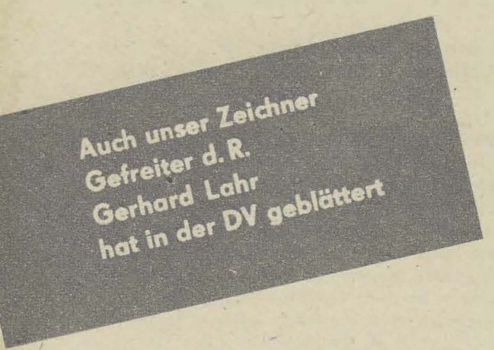
„Ich bringe ihnen vorerst mal die DV 10/3."



„Achtung! – Fertigmachen zur Nachtruhe – los!"



Militärische Höflichkeit



Auflösung der Preisaufgabe »Wo steht denn das geschrieben?«

Die Würfel sind gefallen! Die Gewinner unserer Preisaufgabe „Wo steht denn das geschrieben?" aus dem Februarheft sind ermittelt. Doch bevor Sie, lieber Leser, Ihren Namen auf der Gewinnliste suchen, wird Sie die Auflösung interessieren.

Mindestens 10 Fehler waren herauszufinden, Verstöße gegen die Dienstvorschriften, oft sogenannte Kleinigkeiten, die einzeln oder summiert die Gefechtsbereitschaft eines Truppenteils beeinträchtigen:

1. Soldat Knaust führte den Befehl nicht unverzüglich aus.

2. Auf seiner Stube schritt er als Diensthabender nicht dagegen ein, daß die Genossen Holz zerkleinerten, dazu noch mit dem Stiefelabsatz.

3. Er betrat die Unteroffiziersstube ohne anzuklopfen.

4. Auf der Stube 28 sprach er Unteroffizier Meißner an, ohne den anwesenden Zugführer um Erlaubnis gebeten zu haben.

5. Er übermittelte den Befehl falsch, indem er statt „um 13 Uhr" „sofort" sagte.

6. Der Unteroffizier auf der Unteroffiziersstube wies den Soldaten Knaust nicht zurecht, weil er ohne anzuklopfen eintrat.

7. Unteroffizier Meißner ließ zu, daß Soldat Knaust ihn ansprach, ohne den Zugführer um Erlaubnis gebeten zu haben. Auch der Zugführer hätte hier einschreiten müssen.

8. Der UvD gab sich mit der falschen Meldung „Befehl ausgeführt!" zufrieden, ohne sich nach dem langen Ausbleiben des Soldaten Knaust zu erkundigen.

9. Soldat Albus beschwerte sich für einen anderen Soldaten, dazu noch unbegründet. Außerdem hielt er den Dienstweg nicht ein.

10. Die Bestrafung des Soldaten Clemens war nicht richtig. Eine persönliche Aussprache oder eine Auswertung des Verstoßes vor dem Kollektiv wäre erzieherisch wirksamer gewesen.

11. Der Gruppenführer überschritt das ihm zustehende Strafmaß. Er darf nur bis zu einer Woche Ausgangssperre verhängen. „Abschreckende Beispiele" sind unseren sozialistischen Erziehungsgrundsätzen fremd.

12. Der Gruppenführer handelte vorschriftswidrig, als er das Urlaubsgesuch befürwortete. Er hätte wissen müssen, daß dem Soldaten Donner der Tag Sonderurlaub nicht zusteht, wenn er noch eine Strafe offenstehen hat. Anstelle des Sonderurlaubs kann die frühere Strafe gelöscht bzw. eine andere Belobigungsart angewendet werden.

Die Befehlsleiter













AUFGESCHRIEBEN

Nicht alle Fehler waren so offensichtlich, wie die unter den Punkten 1 bis 4, 6, 10 und 11 genannten Verstöße. Sie wurden fast ausnahmslos von allen Einsendern erkannt. Anders dagegen bei den übrigen Fragen. Viele Leser übersahen z. B., daß der Soldat Knaust den Befehl falsch übermittelte, oder daß der Gruppenführer entgegen der Vorschrift das Urlaubsgesuch des Soldaten Donner befürwortete. Wer aufmerksam war, entdeckte auch die Fehler, die sich nicht unmittelbar auf die neuen Dienstvorschriften bezogen, wie das Nichtwiederholen des Befehls, das falsche Kommando: „Treten Sie ab!" oder die überflüssige Kehrtwendung des Soldaten Knaust auf der Stube 28.
Aus den Zuschriften war zu erkennen, wer bei der Lösung der Preisaufgabe von den neuen Dienstvorschriften ausging, auf die wir bei der Veröffentlichung ausdrücklich hingewiesen hatten, oder wer sich nur auf allgemeine militärische Kenntnisse stützte. Das letztere ist bei den Einsendern verständlich, die nicht der Volksarmee angehören. Um so anerkennenswerter, wenn sie dennoch die Mehrzahl der Aufgaben richtig lösten. Mit einer anderen Elle muß man dagegen bei den Unteroffizieren und Soldaten messen. Hand aufs Herz, Genossen, genügt es, wenn man sich „ein klein wenig mit den Dienstvorschriften beschäftigt", wie ein Leser schrieb? Ist es nicht vielmehr notwendig, die Regeln des militärischen Lebens genau zu kennen? Wenn die Preisaufgabe Sie anregte, sich gründlicher mit den neuen Vorschriften vertraut zu machen, dann hat sie ihren Zweck erfüllt. Allen Einsendern unseren herzlichsten Dank! Sollten Sie diesmal auch keinen Preis gewonnen haben, so hoffen wir doch, daß Sie bei unserer nächsten Preisaufgabe wieder dabei sind.

Und hier die Gewinner

1. Preis 100,– DM: Unteroffizier Horst Oehler, Parchim

2. Preis 50,– DM: Unteroffizier Harald Schmoll, Potsdam

3. Preis 50,– DM: S. Scherner, Johanngeorgenstadt

4. Preis 25,– DM: Feldwebel Lothar Leutz, Glöwen

5. Preis 25,– DM: Stabsgefreiter Wolfgang Pollmer, Petershagen Kreis Seelow

6.–8. Preis je eine Bibliothek für Unteroffiziere (10 Bände): Unteroffizier Klaus Schletter, Bad Schandau, Unteroffizier Siegfried Michalek, Karpin, Gefreiter Dieter Jungandreas, Berlin-Köpenick

9.–12. Preis je eine wertvolle Buchprämie: Feldwebel Claus Jakobl, Döbeln, Offiziersschüler Helmut Diegler, Pinnow, Unteroffizier d. R. Klaus Dieter Burdach, Erfurt, Brigitte Adler, Jüterbog.

Gewährung von Urlaub in Sonderfällen



Leider kommen die hier erwähnten Fehler noch häufig vor, wobei einige Vorgesetzte die Ursache bei sich selbst suchen müssen.

M. Mattauch, Waldsieversdorf/Mark

Erst den Befehl ausführen, dann ans Essen denken!

Helene Jankowsky (19), Serviererin Heßberg/Kr. Hildburghausen

In unserer Armee wird nicht geübt, bis es „einigermaßen" klappt, sondern man übt, bis alles richtig beherrscht wird.

Gefreiter Jungandreas, Berlin-Köpenick

Nebenbei bemerkt

Dem Soldaten, der mit dem Stiefelabsatz Holz zerkleinert, gebührt eine tüchtige Aufklärung in punkto Ordnung.

Karla Schmidt, Sangerhausen

Das Eßbesteck gehört nicht in die Gesäßtasche.

Ofw. Christa Stolz, Bautzen

Der Gruppenführer handelte nicht richtig. Er soll die Soldaten was lehren und nicht bestrafen.

Manfred Dietrich (14), Ilsenburg/Harz

Warum wird beim Ausgang das Wort Wehrpflichtige so hervorgehoben? Wo sie doch vordem auch schon über den Zapfen gestrichen sind.

Heinz Hohlstein, Gröbers Schwoitsch

Niemand darf sich für einen anderen beschweren, da jeder selbst alt genug ist, um Entscheidungen treffen zu können.

Stabsgefr. d. R. Wolfgang Pollmer Petershagen/Kr. Seelow

Die Genossen sind nicht zur Erholung bei der NVA. Daher schadet es nichts, wenn sie mal ein bißchen hart angefaßt werden.

Uffz. d. R. Helga Göllnitz, Berlin-Köpenick

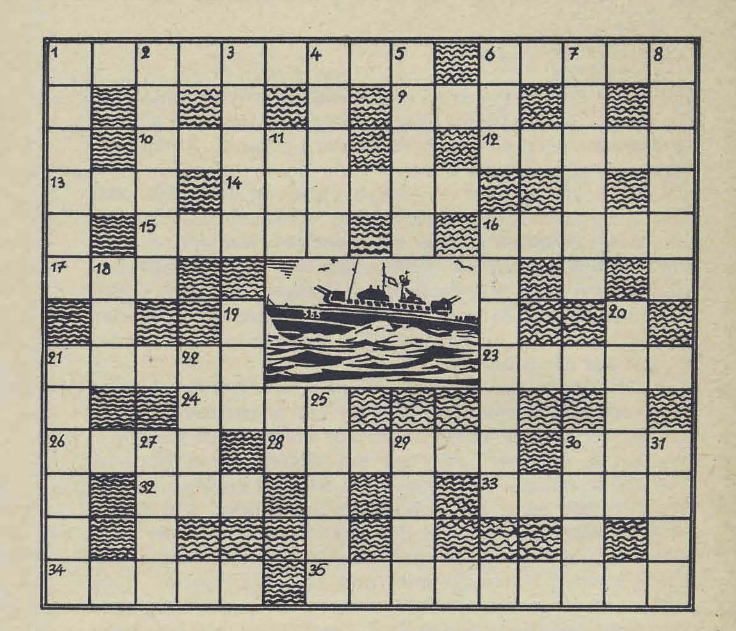
In unserer Armee gibt es keine „abschreckenden Beispiele". So etwas gibt es nur in der Armee eines kapitalistischen Landes.

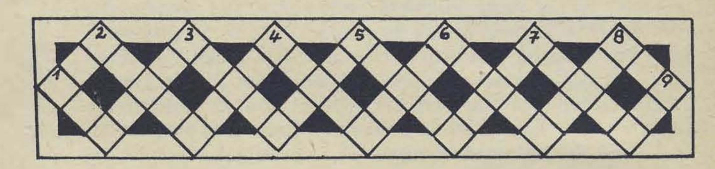
Stabsgefr. Ackermann, Prora

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Mitbegründer und erster Kommandeur der Volksmarinedivision, 6. Sicherungsgerät für Schiffe, 9. Außenminister Kubas, 10. Blume, 12. europ. Währung, 13. Getränk, 14. Nutzlast eines Schiffes, 15. ASK-Fußballspieler, 16. Name eines sowj. Eisbrechers, 17. frz.: nein, 21. Sportrennboot, 23. Gaffelsegel, 24. Matrose mit einem bestimmten Tätigkeitsbereich, 26. Küstenfischereifahrzeug, 28. ein in der DDR hergestelltes Fischereifahrzeug mit Weltniveau, 30. Schiffsspitze, 32. geograph. Begriff, 33. deutsche Olympiasiegerin, 34. Himmelskörper, 35. Schiffsverband.

Senkrecht: 1. Seile, mit denen die Schiffsmasten querschiffs abgespannt sind, 2. Klettern in der Takelage eines Segelschiffes, 3. Schleppfrachtkahn, 4. offener Ankerplatz, 5. europ. Währung, 6. poetisch: Adler, 7. Schlafraum auf Schiffen, 8. Schiffsgeländer, 11. Tanzschritt, 16. Schiffstagebuch 18. Ansagerin des Deutschen Fernsehfunks, 19. Nebenfluß der Wolga, 20. Fall, Vorkommnis, 21. Führer des Kieler Matrosenaufstandes, 22. Stadt in Indien, 25. Spielkartenfarbe, 27. engl. Schulstadt, 29. Sportart, 30 Tanzvergnügen, 31. Erbfaktoren.





ALLES KREUZT SICH

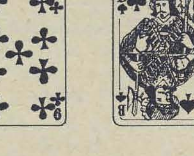
Von der Zahl nach rechts unten: 1. Meeeressäugetier, 2. span. Anrede, 3. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 4. Antreteordnung, 5. Hauptstadt der Tatar. ASSR, 6. Konstrukteur des ersten brauchbaren MG, 7. nordamerik. Wildrind, 8. tschech. Reformator.

Von der Zahl nach links unten: 2. gepanzertes Kraftfahrzeug, 3. Teil eines Frequenzbandes bestimmter Breite, 4. bulgar. Lyriker, 5. Oberbefehlshaber der im Warschauer Vertrag vereinigten Streitkräfte, 6. Großmarkt, 7. Kampfsport, 8. nordfries. Kreisstadt, 9. Fluß in Polen.

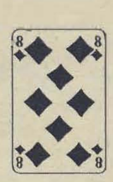


Hinterhand hat bis 50 gereizt und dann gepaßt. Mittelhand spielt mit abgebildetem Blatt Pik Hand. Im Skat liegen 20 Augen. Die Gegenspieler haben jedoch schon nach dem 3. Stich mit 62 Augen gewonnen. Wie sind die vier Asse und die restlichen drei Zehnen verteilt, wo befindet sich Kreuz König? Wie verlaufen die ersten drei Gewinnstiche?







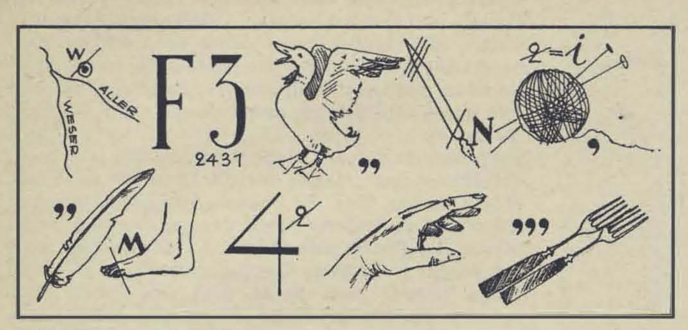


BUCHSTABENSTREICHEN

Boje – Adern – Werft – Skat – Käte – Riege – Feder - Seine – Ökonomie – Fische – Reis – Gerste – Tanz – Verlag – Hetze – Tender – Versal – Etat – Zimt – Stein – Neer – Reigen – Nauen – Winter – Ressel – Ente.

Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die übrigen Buchstaben ergeben – aneinandergereiht – einen Ausspruch W. Ulbrichts auf dem 17. Plenum des ZK der SED.

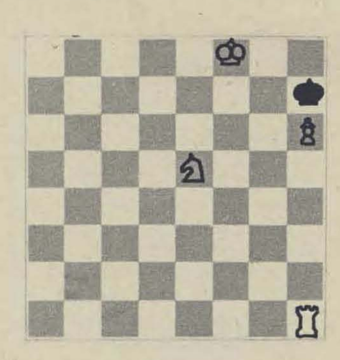




BILDERRÄTSEL

Die Auflösung ergibt einen Appell W. Ulbrichts aus dem Schlußwort an den VI. Parteitag.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

Die Randstellung des schwarzen Königs wird geschickt ausgenutzt.

Verfasser Dr. W. Speckmann.

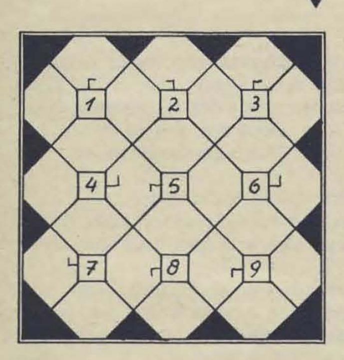
Stellungsbild: Weiß: Kf8, Th1, Se5, Bh6 (vier Steine).

Schwarz: Kh7 (ein Stein).

SILBENWABENRÄTSEL

Die zu suchenden viersilbigen Begriffe beginnen im Feld mit dem Hökchen und laufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld.

1. Oberbefehlshaber der sowj. Raketentruppen, 2. Bildungsstötte, 3. Wirtschaftslehre, 4. Sperrschichtphotozelle, 5. musik. Ständchen, 6. andauerndes Geschützfeuer, 7. Stoß- und Hiebwaffe des Mittelalters, 8. Sperre, Schranke, 9. Leiter, zwischen denen sich ein Lichtbogen ausbildet (beim Schweißen).



SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bord – bre – cher – dow – eis – er – ga – gs – ir – is – ka – kras – kutsk – land – lin – lo – lot – mansk – mar – mo – mur – na – nord – nos – o – o – ok – on – on – pe – pi – pol – ra – se – se – sin – ski – sow – steu – strow – tön – tant – ti – ti – vi sind 16 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines sowj. Atom-U-Bootes.

1. genialer russ. Naturwissenschaftler und Dichter (1711–1765), 2. Spezialschiff, 3. Drehpunkt der Erde, 4. Insel im Europ. Nordmeer, 5. Bestimmung der Lage eines Ortungsobjekts, 6. russ. Polarforscher (1877 bis 1914), 7. berühmter sowj. Eisbrecher, 8. größte Stadt Mittelsibiriens, 9. Dienstgrad bei der Volksmarine, 10. nautisches Winkelmeßgerät, 11. nördlichste Großstadt der Erde, 12. Schiffsseite, 13. sowj. Schriftsteller (1904–1936), 14. sowj. Sportpistole, 15. militär. Unternehmen, 16. Schiffsführer.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 3/1963

SKAT: Kartenverteilung: Vorderhand: Kreuz König; Pik 10, König, Dame, 9, 8, 7; Herz As, 8; Karo Bube.

SPIELVERLAUF: 1. V: Herz As, M: Herz 10, H: Herz 9; 2. V: Pik 10, M: Kreuz Bube, H: Pik As; 3. M: Karo Dame, H: Karo König, V: Karo Bube; 4. V: Pik Dame, M: Herz König.

Wirft Hinterhand jetzt Kreuz 7 ab, haben die Gegenspieler 60 Augen, sticht er jedoch, bekommen sie 60 auf Kreuz Dame von Mittelhand, wenn Vorderhand Pik König dafür aufhebt.

ZAHLENFELD: „Vernünftig fahren, richtig lenken und auch an die andern denken!

VERKAPSELTES: Weg – Alm –Luft – Erz – Ram – Ingel – Ball – Rist – Uri – Met – Eis – Lek. „Waleri Brumel".

FÜLLRÄTSEL: 1. Ewald, 2. Reihe, 3. Speer, 4. Boxen, 5. Janke.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Wiegand, 5. Galopp, 9. Jako, 11. Trier, 12. Finale, 13. Askese, 14. Elis, 15. Makart, 17. Karte, 18. Eins, 21. Dorticos, 23. Marabu, 26. Ubangi, 28. Karlstad, 29. Saar, 31. Janke, 32. Speyer, 35. Egge, 37. Knoten, 39. Legion, 40. Elite, 41. Byrd, 42. Roller, 43. Telefon.
Senkrecht: 1. Watte, 2. Edition, 3. Agra, 4. Djakarta, 6. Anita, 7. Orava, 8. Prestes, 10. Koshedub, 15. Maron, 16. Krisis, 19. Inka, 20. Smolny, 22. Odra, 24. Rotor, 25. Budjonny, 27. Arnstadt, 28. Keßler, 30. Angriff, 33. Engel, 34. Eloge, 36. Egeln, 38. Nell.

RÄTSELKAMM: 1. Titow, 2. Chimkl, 3. Popow, 4. Jalta, 5. Wolga-Tschapajew.

FLIESENRÄTSEL: 1. Moskalenko, 2. Okarina, 3. Analogie, 4. Seelenbinder, 5. Oberersee, 6. Belojannis.

SCHACH: Weiß: Kf6, De8, Sb3, Ba3, f2 – Schwarz: Kb6, Ba6. Dreizüger von T. Pawlowski. 1. Sa5, Ka5, 2. Db8. Ka4, 3. Db4 matt, 1. . . . Ka7, 2. Dc6, Kb8, 3. Db7. matt, 1. . . . Kc5, 2. Dc6+Kd4, 3. Dc4 matt, 1. . . . Kc7, 2. Dc6+Kd8, 3. Sb7 matt.



HEFT 4
APRIL 1963
PREIS DM 1,-

1 AR fragt für Sie
2 Postsack
4 Auf den Spuren des „Q"
7 Alarm im Ländereck
10 . . . alles aus Schaumplasten
13 Das vierte Mißgeschick
16 Kämpfer im „toten Winkel"
18 Der Vorhang wird gelüftet
21 Wie Jupiter 36 vom Himmel kam
27 Die aktuelle Umfrage
30 Militärtechnische Umschau
32 DDR – unser Vaterland
34 Hugo am Parktor
39 Bardot mal so!
42 Soldaten schreiben für Soldaten
44 SVK – aber kein Krankengeld
50 Militantes von vor 2000 Jahren
53 Geburtsurkunde Patentschrift Nr. 14 047
56 Hirsch mit Hut . . .
58 Navigation im Weltraum
59 Bist du im Bilde?
64 Die Klarinette
69 Das Foto für Sie
70 Gewehr und Kran und mein Gedicht
72 Wie hieß denn der?
73 Backbordturbine seeklar
76 Nachgelesen – aufgeschrieben

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18 211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 11. 3. 1963

Fotos: Gebauer (11) Titel, S. 44, 45, 46, 56, 74, 75; Militär-Bilddienst (8) S. 1, 26, 52, 54, 60, 69; Ungr (2) S. 7, 8; Schwarz (1) S. 12; Lechowski (3) S. 16, 17; Zentralbild (3) S. 18, 19, 32; Bremer (1) S. 21; Schlegel (2) S. 23, 25; Stege (1) S. 28; Weiß (2) S. 47; Klaus Fischer (1) S. 49; Bodenstein (1) S. 70; Junge Welt (1) S. 71; DEWAG Berlin (1) S. 72; Archiv (27) S. 4, 5, 9, 31, 40, 41, 53, 54, 59, 60, 67; Rücktitel Druckhaus Einheit. Das Foto auf Seite 12 zeigt die kubanische Filmschauspielerin Aurora Depestre.

TITELBILD: Brücken sind für die Aufklärer nicht notwendig. Ausgerüstet mit modernen Amphibienfahrzeugen, können sie Seen, Flüsse und Ströme überwinden und ihre Handlungen tief im gegnerischen Hinterland durchführen.

Berichtigung: In der Notiz im Postsack Heft 3/63 muß es richtig heißen: Während des 18monatigen Grundwehrdienstes erhält ein Unteroffizier 110,– DM Wehrsold. Dient er weiter als „Soldat auf Zeit", erhält er ein einmaliges Übergangsgeld von 1500,– DM. Als „Soldat auf Zeit" empfängt er dann Dienstbezüge von 400,– DM Brutto.

STAR-Palette

Wie gern würde man zum Zahnarzt gehen, hörte man dort Gesang. Leipzig besaß eine solche Möglichkeit: Es hatte eine singende Zahntechnikerin. Und da nun mal die Leipziger Mädchen gern an die Ostsee in Urlaub fahren, wurde sie dort, im Kabarett der Kurgäste, für die leichte Muse entdeckt. So kann man jetzt, will man Helga Brauer hören, das Radio einschalten, und braucht nicht warten, bis der Zahn weh tut.

Doch zwischen dem Urlaubserlebnis 1954 und dem Erfolgsschlager „Danke für die Blumen" liegt ein arbeitsreicher Weg. Er begann mit der Arbeit im Kurorchester Helmut Opel, das im Sommer vom Strand der Pleiße zum Strand der Ostsee zog, und mit einem intensiven Gesangsunterricht, zu dem Helga Brauer noch heute geht. Im Jahre 1957 eroberte sie sich Rundfunk, Fernsehen und Schallplatte. Die Mikrofonprobe im Funk brachte das



Engagement beim Rundfunktanzorchester Leipzig. „Amiga" brachte die erste Platte mit „Küß mich einmal . . ." und „Heute spielt der Konstantin Klavier" heraus und der Deutsche Fernsehfunk als Ostergabe eine „neue" Schlagersängerin vor die Kameras.

Doch wer sollte sich damit zufriedengeben? „Am wenigsten eine Schlagersängerin!" meint Helga Brauer: „Sie muß an sich arbeiten und Qualitätsarbeit leisten!"

Das beginnt bei ständigem Musikunterricht und endet bei der sorgfältigen Auswahl und der Interpretation der Titel. Da muß auch mal ein Titel abgelehnt werden, weil der Text nicht gut ist. Der Text soll kein großes Problem behandeln, aber nett und optimistisch muß er sein. Kurz gesagt, er soll Freude bringen. Ein besonders günstiger Umstand für Helga Brauer, sie hat den Kritiker im eigenen Haus: ihren Mann Walter Eichenberg. War Helga Brauer am Anfang ihrer Sängerinnenlaufbahn noch hauptberuflich Zahntechnikerin, so ist sie heute Fernfahrerin. Denn schon lange hat sie Verpflichtungen bei den großen und guten Orchestern der Republik. Fips Fleischer und Alo Koll schätzen ihre Mitarbeit. Rundfunk- und Fernsehaufnahmen sind an der Regel. Auch das Publikum in Ungarn und der CSSR hörte begeistert ihre Stimme. Und daß sie auch mal in den DEFA-Ateliers singen darf, ist wahrscheinlich nicht nur ihr Wunsch.

E. Gebauer


Alles Scheibe
VON PAUL KLIMPKE
WAFFENKAMMER

